

Märchen- schatz.



Julius Malig,
Buchbinderei,
Buch- und
Papierhandlung
Festenberg.

Sein
brüderlicher
und
sehr Aufmerksamkeits
zu
Hilfsleistung

Seiner

hochachtungsvollen
Lese

M. Böhm.

Festenberg,
den 31. März
1890.

Märchenschatz.

Eine Anzahl Märchen und Sagen
für
Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben
von

A. Richter,
Rektor in Schönewalde.

Johann Bley.

Neu-Ruppin.

Druck von Gustav Kühn.



8934 s
398

ZBIORY SŁĄSKIE

Akc K Nr 375 | 75 | 51.

Vorwort und Einleitung.

Von der Erfahrung geleitet, daß alt und jung im Volke nächst den Märchen die Volksagen gern liest, hört und weiter erzählt, entschloß ich mich, nachfolgende Sagensammlung zu veranstalten und herauszugeben.

Es fehlt zwar nicht an guten Sagenbüchern, aber diese sind bei ihrem größern Umfange meist sehr teuer und darum dem gemeinen Manne weniger zugänglich. In vorliegendem soll nun aber diesen Lesern eine billige Sammlung in die Hand gegeben werden.

Ein zweiter Grund, der mich zur Herausgabe dieser Sammlung veranlaßte, war der, daß viele unserer Volksschullesebücher sehr wenig, ja manche sogar gar keine Sagen enthalten. Nun hat aber

gerade die Volksschule ein bei weitem größeres Recht an die Volksage, als ihr in der That eingeräumt wird. Sie hat mehr für die Erhaltung derselben zu sorgen, als dies meist geschieht. Zu diesem Zwecke hielt ich es für geboten, Lehrern wie Schülern eine Anzahl dieser Geistesprodukte unserer bedeutendsten Herren auf dem Gebiete der Sagenbildung in die Hand zu geben.

Da das Schriftchen meist für Leser berechnet ist, denen das Wesen der Sage unbekannt sein wird, so will ich einige allgemeine Bemerkungen vorwegschicken, die sich im Wesentlichsten an das treffliche Buch meines unvergeßlichen Lehrers, des jetzigen Regierungs- und Schulrats Kahle in Röslin: „Claudius und Hebel“ anlehnen. Nach diesem kommt „Sage“ her von sagen. Eine Sage ist daher etwas Gesagtes, Erzähltes im Gegensatz zum Geschriebenen.

Historische Begebenheiten schrieb man seit alten Zeiten her auf; die Sage aber hat sich, ohne daß ihr erster Erzähler bekannt ist, Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund fortgepflanzt und

somit erhalten. Sie zieht Örtlichkeiten, Persönlichkeiten, historische Ereignisse in ihren Kreis hinein. „Eine Sage ist somit eine mit erdichteten Zügen vermengte, an eine historische Persönlichkeit, an ein historisches Ereignis, an einen historisch wichtigen Ort oder Gegenstand sich anschließende Erzählung, deren Urheber uns unbekannt ist, und die sich von Mund zu Mund in der Zeitfolge fortgepflanzt hat.

Die Sage versetzt uns zumeist in die graue Vorzeit unseres Volkes, wo noch alles im Werden und Entwickeln begriffen war; allerdings hat die Sagenbildung sich auch bis in die Neuzeit hinein erstreckt und ihren Abfluß bis heute noch nicht erreicht; es entstehen noch immer neue Sagen, sie besitzen aber gewöhnlich weniger Anziehungskraft als die ältern.

Eingetheilt werden die Sagen gewöhnlich in Göttersagen, Heldenagen, Heiligersagen und Volksagen im engern Sinn; dazu treten noch die Tier- und Pflanzensagen. Da sich die Grenzen zwischen den einzelnen Arten schwer ziehen lassen und für

den gewöhnlichen Leser von wenigem oder gar keinem Interesse sein können, die Sammlung auch dadurch an Wert für ihren Zweck nicht verliert, so unterließ ich diese Einteilung. Die Herren Rezensenten wollen dies bei etwaiger Beurteilung berücksichtigen.

Mit dem Wunsche, daß das Schriftchen gern gelesen werde und viel Segen stifte in Schule und Haus, entlasse ich es in die Hände der werthen Leser.

A. Richter.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Die Sage vom Brettspiel bei Torgau	1
2. Die Gansloser im Brunnen	2
3. Der Mäuseturm bei Bingen	3
4. Der Schulze Hoppe	4
5. Die Musikanten im Kyffhäuser	5
6. Die goldenen Flachsnoten	6
7. Ursprung der Grafschaft Mansfeld	7
8. Die drei Bergleute im Rutenberg	8
9. Der Salzberg bei Schilda	10
10. Die Schildbürger bauen ein neues Rathaus	11
11. Die Schildbürger ziehen eine Kuh auf eine Mauer zc.	19
12. Die Schildbürger setzen einen Ofen vor das Rathaus zc.	20
13. Der Wolfsberg bei Aschersleben	23
14. Die Sage vom Halberstädter Dombau	28
15. Sage vom Schloßkeller zu Göttingen	30
16. Die Sage vom Drachensfels	34
17. Das Jesusbrünnlein (Ged.)	38
18. Wineta	38
19. Sage von der Bitterpappel	41
20. Die Roßtrappe I., II.	43
21. Die Prinzessin Ilse	47
22. Der Rabe auf dem Schloßhofs zu Merseburg	49
23. Der Rattenfänger von Hameln	50
24. Die Jungfrau auf dem Fursley	52
25. Ludwig der Salier	55
26. Ludwig der Eiserne	57
27. Der Distelfuß	60
28. Der Kreuzschnabel	61
29. Die Trauerweide und die Tanne	61

	Seite
30. Der Theestrauch	62
31. Die Myrte	63
32. Die feste Mauer	63
33. Die Weiber von Weinsberg	65
34. Die Esche	65
35. Die Rose von Jericho	66
36. Die Christusthräne oder das fliegende Herz	67
37. Die Schwalbe	68
38. Der Mäuseturm im Goplosee	69
39. Die heilige Elisabeth.	
a. Elisabeths Mantel	71
b. Elisabethen-Brunnen und Garten	72
40. Der höرنene Siegfried	74
41. Frau Hlitt	76
42. Der Rosenstrauch zu Hildesheim	77
43. Rübezahl wird ein Holzhacker	78
44. Der Kobold in der Mühle	79
45. Der Frauensand	82
46. Die Sage vom ewigen Juden	86



1. Die Sage vom Brettspiel bei Torgau.

An der Elbe liegt die Festung Torgau. Einmal ging ein Seiler aus der Stadt über Land; es war gegen die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hin, und als er auf dem Heimwege war, da sah er einen fremden, schönen Knaben am Wege sitzen, der ein Brettspiel mit schwarz und weißen Steinen auf dem Schoße hielt und mit großem Fleiß eifrig an den Steinen hin und her schob und ordnete. — Da der Seiler vorbei ging, stieß er aus Versehen an des Knaben Knieen an, so daß die Steine auf dem Brett sich verschoben und unter einander rollten. — Erschrocken und voll Zornes sprang der Knabe auf und schrie: „O weh, o Jammer, warum müßtet ihr meine Steine stören! Wartet nur, mein Vater soll euch den Dank dafür zahlen.“ — Darauf setzte er sich nieder und suchte die Steine wieder zu ordnen. — Als der Seiler weiter ging, da lief ein uraltes Männlein vor ihm her, das müde und wankend schien, und als er es eingeholt hatte, da rief es: „Trage mich ein Stück, ich bin zu müde zum Weitergehen!“ Der Seiler lachte und meinte, daß dieses Verlangen zu stark sei, er sei kein Kamel, das einen Affen tragen könne. „Sollst doch tragen, tragen, tragen! Hast meinem Söhnchen sein Spiel verrückt!“ schrie das Männchen und hopp, saß der Alte dem Seiler auf dem Rücken und saß fest trotz Schütteln und

Mütteln und war zentnerschwer, so daß der Seiler keuchte und stöhnte unter seiner Last. Am Stadthor fiel das Männchen von selbst von seines Trägers Rücken und plumpete auf und war fort. — Der Seiler kam todmatt und elend nach Hause, und nach zehn Tagen lag er im Sarge. — Sein kleiner Sohn konnte sich über den Tod des Vaters nicht trösten, weinte und schrie zum Erbarmen. Da kam der fremde Knabe, der einst mit dem Brettspiel am Wege gegessen, zu ihm und sagte! „Sei still und weine und klage nicht mehr. Es ist gut, daß dein Vater gestorben ist, du und deine Mutter sollt ihm bald folgen und wohl euch dann; denn meine Steine sind verrückt, und mein Brettspiel ist gestört worden, und die gute Ordnung und die gute Zeit sind vorüber. Es wird schwere Zeit kommen, und niemandem wird wohl sein als den Toten.“ Und bald starben der Sohn des Seilers und seine Mutter, und die schwere Zeit hub an. Kriegslärm erscholl und Waffengeklirr, und mancherlei Nöten und Seuchen kamen über Deutschland, und es dauerte lange, lange, ehe Friede und Freude wiederkehrten, und die Steine der Menschengeschicke wieder ruhig und in ihrer geregelten Ordnung standen. (F. Schanz.)

2. Die Gansloser im Brunnen.

Die Gansloser hatten einmal einen neuen Gemeindebrunnen graben lassen und hätten gar gerne gewußt, wie viel Mann tief der Brunnen wohl sein möge. Da

legte der Schultheiß eine Stange quer über den Brunnen und hing sich an dieselbe, und befahl, daß sich an seine Füße ein Gemeinderat hängen solle und an dessen Füße wieder einer und sofort, bis man auf den Boden komme. — Da hingen bereits ihrer fünf oder sechs an einander und zogen alle zusammen an den Füßen des Schultheiß; also, daß diesem die Last fast zu schwer wurde und die Hände ihm schier von der Stange abgleiten wollten. Da besann er sich aber schnell und rief: „Haltet fest, ihr da unten! Ich muß einmal in die Hände speien!“ Und — plums! lag der Schultheiß mit seinen Gemeinderäten in dem Brunnen. — Sind sie nicht wieder herausgestiegen, dann stecken sie heute wohl noch darin. (Meier.)

3. Der Mäuseturm bei Bingen.

Bei Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Thurm, von dem nachstehende Sage umgeht. Im Jahre 970 ward große Teurung in Deutschland, daß die Menschen aus Not Raten und Hunde aßen und doch viele Leute vor Hunger starben. Da ward ein Bischof zu Mainz, der hieß Hatto der Andere, ein Geizhals, dachte nur daran, seinen Schatz zu mehren, und sahe zu, wie die armen Leute auf der Gasse niederfielen und zu Haufen nach den Brotbänken liefen und das Brot mit Gewalt nahmen. Aber kein Erbarmen kam in den Bischof, sondern er sprach: „Lasset alle Arme und Dürstige sammeln in einer Scheune vor der Stadt, ich will sie speisen.“ Und als sie in die Scheune gegangen

waren, schloß er die Thür zu, steckte die Scheune mit Feuer an und verbrannte sie samt den armen Leuten. Als nun die Menschen in den Flammen wimmerten und jammerten, rief Bischof Hatto: „Hört, hört, wie die Mäuse pfeifen!“ Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuse Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen und er sich mit aller seiner Gewalt nicht wider sie zu bewahren vermochte. Da wußte er endlich keinen andern Rat, als daß er einen Turm bei Bingen mitten in dem Rhein bauen ließ, der noch heutigen Tages zu sehen ist. Darin meinte er sich zu fristen, aber die Mäuse schwammen durch den Strom heran, erklimmen den Turm und fraßen den Bischof lebendig auf.

(Brüder Grimm.)

4. Der Schulze Hoppe.

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war es ihm zu trocken, bald regnete es zu viel, und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahre sollst du das Wetter selbst machen.“ So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ es nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur eine Freude war, manneshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub; denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr über das Wetter

gesprachen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat. (M. Kuhn u. W. Schwartz.)

5. Die Musikanten im Kyffhäuser.

Der Kaiser Friedrich im Kyffhäuser hatte großes Gefallen an Musik. Schon mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, ward eingeladen, ihm etwas vorzuspielen, und dann reichlich beschenkt entlassen. Das war in der Umgegend jedermann bekannt. — Ein Trupp lustiger Musikanten, die in Kelbra zum Tanz aufgespielt hatten, bekamen den Einfall, dem Kaiser eine Nachtmusik zu bringen. Guter Dinge, wie sie waren, machten sie sich unbedenklich auf und langten gerade auf Kyffhausen an, als drunten in Tilleda die Glocke zwölf schlug. Rundum ist tiefe Stille; sie lassen ihre feierliche Musik erklingen. Es dauert nicht lange, da kommt die Prinzessin schwebenden Schrittes wie im Tanze daher, eine Kerze in der Hand, und ladet sie mit freundlichen Geberden ein, ihr zu folgen. Der Berg thut sich auf, mit klingendem Spiel ziehen die Fiedler hinein. Essen und trinken wird reichlich aufgetischt; die Musiker sprechen nach ihrer Gewohnheit dem Becher fleißig zu, und lassen sichs gut schmecken. Nachdem sie noch zwei oder drei Stück aufgespielt haben, winkt ihnen der Kaiser nach großer Herren Art gnädig zu zum Zeichen, daß sie entlassen seien, und die Prinzessin reicht jedem zum Abschied einen grünen Zweig; von dem gehofften Trinkgelde verlautet nichts. Doch wagte keiner die zarte Gabe von sich zu weisen. Als

sie aber wieder im Freien waren, hoben sie an, zu schelten und zu lachen über den kaiserlichen Knicker, zerbrachen und zerzupften die Zweige und warfen sie von sich. Nur einer behielt ihn, um ein Andenken des bestandenen Abenteuers zu haben. Als er nach Hause kam und seiner Frau den Busch zum Scherz überreichte, sieh, da hatten sich alle Blätter in wertvolle Goldstücke verwandelt. Kaum war das ruchbar geworden, da liefen die andern alle eilends auf den Berg zurück, ihre Büsche wieder zu holen, aber — fort waren sie.
(Engelien.)

6. Die goldenen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einst ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um da Nüsse zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen auf eine Wendeltreppe, steigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit schönen, achteckigen, roten und blauen Fenstern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flach, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen Flachsknoten nimmt jeder einen Hutkopf voll und so laufen sie lustig hinunter und streuen auf dem Wege die Flachsknoten aus. Als die Knaben nach Kelbra kamen, war es schon Abendbrotzeit. Der ärmste der Knaben findet seine Eltern gerade beim Tischgebet; er nimmt seinen Hut ab, und klingend fällt etwas Glänzendes auf die Erde und bald noch ein Stück, nach und nach sieben andere. Die Mutter läuft hinzu, und siehe, es waren goldene Flachsknoten, womit

ein verzaubertes Hoffräulein oder gar die Kaiserin selbst dem armen Mann ein Geschenk gemacht hatte, der seinen Knaben nun ein Handwerk lernen lassen konnte. Die Nachbarinnen liefen hinzu, die wunderbaren Flachs-knoten zu sehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kyffhäuser, alle suchten, aber keiner fand die blauen und roten Fensterscheiben, keiner die aufgehäuften goldenen Flachsknoten. (Gräffe.)

7. Ursprung der Grafschaft Mansfeld.

Kaiser Heinrich, wahrscheinlich der vierte oder der fünfte, hielt sich einst in seinem Palaste zu Wallhausen in der goldenen Aue auf. Da trat einer seiner Mannen zu ihm und sprach: „Herr! schenket mir ein Stück Feld zum Eigentum, das an die goldene Aue grenzt und so groß ist, daß ich es mit einem Scheffel Gerste umsäen kann.“ — Der Kaiser lächelte und willigte ohne Bedenken darein. Er würde dem Ritter das doppelte gewährt haben, hätte er darum gebeten; denn er hielt viel auf ihn, da er ein guter Gesellschafter und ein wackerer Kriegermann war. — Der Ritter nahm nun einen Scheffel Gerste und umsäete damit einen Landstrich, so groß wie die nachmalige Grafschaft Mansfeld. — Mit neidischen Augen sahen die übrigen Mannen dem listigen Beginnen des Ritters zu und ritten unverweilt zum Kaiser mit der Meldung, wie der Ritter durch unerlaubte Deutung die Gnade ihres Herrn gemißbraucht habe. Der Kaiser sprach: „Gesagt ist gesagt! Das ist und bleibt des Mannes Feld.“ (Engelien.)

8. Die drei Bergleute im Rutttenberg.

In Böhmen liegt der Rutttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn sie morgens in den Berg gingen, dann nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur für einen Tag mit Öl versehen, drittens ihr bißchen Brot, das auch nur für einen Tag ausreichte. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich aber zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vorn einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute müssen nun Hungers sterben! Wir haben nur auf einen Tag Brot zu essen und einen Tag Öl auf dem Lichte!“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte und ihr kleines bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch, da sie nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese essenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für tot, meinten, sie würden sie nimmer wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.



Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach, könnte ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollte ich gern sterben!“ Der zweite sprach: „Ach, könnte ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollte ich gerne sterben.“ Da sprach auch der dritte: „Ach, könnte ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollte ich gerne sterben!“ Als sie das gesprochen hatten, da krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander. Da ging der erste hin zu dem Riß und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und als er sich am Tageslicht erfreut, sank er augenblicklich tot nieder. Der Berg that sich aber immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja,“ antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre tot und liegen im Rutenberge begraben!“ Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!“ aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmesser, das oben in dem Schranke liegen wird, und ein Stück Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, wusch und kämmte sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte zu essen und zu trinken, so gut

sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Als aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen gegessen hatte, da fiel er um und war tot. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm tot hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

(Brüder Grimm.)

9. Der Salzberg bei Schilda.

In alten Zeiten fehlte es den Schildaern oft an dem nötigen Salz und sie hatten schon manchmal daran gedacht, wie dem Übel abzuhelpen sei. Endlich kam man auf den glücklichen Einfall, Salz auszusäen, das ja aufgehen und wachsen müsse, da man ja doch oft von einem Körnlein Salz gehört hatte. Der bei der Stadt gelegene Berg wurde als Versuchsfeld ausersehen. Er wurde gedüngt, gepflügt, und in die Furchen streute man vom besten Salz. Damit aber Vögel und anderes Getier dem Samen keinen Schaden zufügen konnten, stellte man Hüter am Berge auf. — Es dauerte nicht lange, so wurde der Berg schön grün. Die Hüter hatten aber ihre Pflicht vergessen und viel Vieh auf das Salzfeld gelassen, welches das herrliche Salzkraut schändlich zertrat. Die Hüter allein waren nicht im stande, das Vieh zu vertreiben; es lief darum einer in die Stadt, um Rat zu holen, was nun zu thun, und

wie das Vieh heraus zu schaffen sei, damit der jungen Saat nicht noch mehr Schaden zugefügt würde; da beschloß man, damit der Treiber nichts zertrete, sollten ihn vier andere Hüter auf einer Trage auf dem Salzacker umher tragen. So geschah es denn auch. Der Treiber trieb mit einem Stecken das Vieh von dem Saatsfelde und zertrat nichts. Zur Erntezeit wurden viele Männer hinaus geschickt, um das Salz abzumähen. Diese aber standen bald von ihrer Arbeit ab, da das Kraut so scharf gewachsen war, daß es ihnen Hände und Beine entsetzlich verletzte; denn es waren Brennesseln, welche gewachsen waren. Im nächsten Jahre war das Salz billiger geworden, und die Schildaer machten keinen Versuch wieder, Salz zu säen und zu erbauen. Von den Nachkommen wird dieser Berg fortan der Salzberg genannt.

10. Die Schildbürger bauen ein neues Rathaus.

Einst beschloffen die Schildbürger, ein neues Rathaus zu bauen. Deswegen zogen sie sammt und sonders einmütig mit einander ins Holz, das jenseit des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an nach dem Rat ihres Baumeisters das Holz zu fällen. Als es von den Ästen gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben, als eine Armbrust, auf der sie es heimschießen könnten; durch solches Mittel, meinten sie, würden sie unsäglicher

Mühe und Arbeit überhoben sein. So aber mußten sie die Arbeit selbst verrichten und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab, alle bis auf eins, das nach ihrer Ansicht das Letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch an, brachten es mit Heben, Schieben und Stößen hinter sich, rechts und links den Berg hinauf und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, daß sie es übersehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu schwach waren: kurz, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst fein allgemach den Berg hinab zu rollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb. Solchem Verstande des groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu und wunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle,“ sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinab gebracht; und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selber besser hätten hinunter gehen können!“ „Nun dem ist Rat zu schaffen,“ sagte ein anderer; „wer sie hinab gethan hat, der soll sie auch wieder hinauf thun! Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer wieder hinauf geschoben, so können wir sie alle wieder hinunterrollen lassen; dann haben wir mit Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!“

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; sie schämten sich einer vor dem andern, daß er nicht selbst so witzig gewesen, und wenn sie zu-

vor, als sie das Holz den Berg hinab gebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder herauf brachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinab gerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so überschafft hatten und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählich, eins nach dem andern, den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. Dann zogen sie fröhlich heim und setzten sich ins Wirtshaus, wo sie kein kleines Loch in den Beutel der Stadt hineinzechten. —

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Steine, Sand, Kalk herbeigeschafft, und so fingen die Schildbürger einmütig ihren Bau mit solchem Eifer an, daß, wer nur immer zusah, gestehen mußte, es sei ihr bitterer Ernst gewesen. In wenig Tagen hatten sie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt; denn weil sie etwas Besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet. Doch ließen sie nebenzu an einer Seite ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig wäre, und dessen Erlös sie mit einander vertrinken durften, hinein zu bringen. Dies Thor kam denn auch — woran sie nicht gedacht — ihrem Herrn Schultheißern wohl zu statten, sonst hätte dieser, samt Gerichts- und Ratsherren, wenn sie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was zwar ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und allzu haltsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues abgetheilt, der Dachstuhl auf die Mauer gesetzt, und so das ganze Werk nach ihrer Meinung, bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken verschoben sie bis auf den folgenden Tag und eilten dem Hause zu, wo der Wirt den Reif aufgesteckt. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor welchem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, ihr Rathhaus zu decken. So standen sie alle hintereinander, die einen zu oberst auf dem Dache, die andern unten, wo sie an den Latten besserten; etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächst der Leiter, und so fort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf von dem Rathause entfernt war. Auf diese Weise ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis zu dem letzten, der ihn auf seine Statt legte, daß ein Dach daraus würde. Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewissen Stunde die Glocke geläutet würde, zum Zeichen des Ausruhens. So wie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen war, den ersten Streich der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben, fallen und lief dem Wirtshaus zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirtshaus und die obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe thaten auch die Zimmerleute. So wie ihrer einer den ersten Glocken-

schlag gehört, ließ er die Art, die er schon zum Streiche gehoben, fallen und lief dem Trunke zu, welches alles zur Narrheit der Schildbürger vortrefflich paßte.

Endlich nach vollendetem Werke wollten sie in ihr Rathhaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehre einzunweihen und in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich darin raten lasse. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit eingetreten, — siehe, da war es ganz finster, so finster, daß einer den andern kaum hören, geschweige denn sehen konnte. Darüber erschrafen sie nicht wenig und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache sein möchte, ob vielleicht irgend wo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen sie denn zu ihrem Heuthore wieder hinaus, um zu sehen, wo sich der Mangel befinde. Da standen alle drei Mauern gar vollkommen da; das Dach saß ordentlich darauf; auch am Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie aber wieder hereinkamen, zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie zuvor. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathhause vergessen hatten; die konnten sie nicht finden noch erraten, so sehr sie sich auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen.

Als der festgesetzte Ratstag gekommen, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtspan mitgebracht und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finsternen Rathhaus einander sehen könnten, auch der Schultheiß bei der

Anfrage einem jeden seinen Titel und Namen zu geben im Stande wäre. Hier ließen sich nun gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und aufs neue aufzuführen sollte. Da trat einer hervor und sprach, er habe manchmal vernommen, daß man durch Beispiel vieles klar machen könne; solchem nach wollte er auch den Schildbürgern eine schöne Geschichte erzählen. „Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn,“ hub er darauf an, „hörte eines Tages einen sagen: „Ei wie sind die Rebhühner so gut!“ „Hast du denn schon welche gegessen,“ fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, „daß du es so gut weißt?“ „Nein,“ sagte der andere, „aber es hat mir einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hat essen sehen.“ Über diese Rede bekam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Gelüste, daß er gern etwas Gutes essen möchte und sagte deshalb zu seinem Weibe, sie sollte ihm ein Rüklein backen, denn Rebhühner könne er doch nicht haben. Sie aber, die besser wußte als er, was der Butterhasen vermöge, entschuldigte sich, sie könne ihm diesmal keine Rüklein backen, weil ihr die Butter oder das Schmalz ausgegangen. Sie bat ihn deshalb, er möchte mit den Rüklein bis auf eine andere Zeit sich gedulden. Damit hatte aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn keine Rüklein gegessen und sein Gelüste nicht befriedigt. Er wollte sich mit einem so trockenen Bescheide ohne Salz und Schmalz nicht ab-

weisen lassen und bestand darauf, die Frau sollte ihm Küchlein backen, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen. „Es thuts nicht,“ sagte die Frau, „sonst wäre ich selbst nicht so lange ohne Küchlein geblieben, weil ich mich das Wasser nicht hätte dauern lassen.“ Er aber sprach: „Du weißt es nicht, weil du es noch nie probiert hast. Versuch' es einmal, und erst, wenn es nicht geraten will, kannst du sagen, es thu' es nicht.“ Wollte die Frau Ruhe haben, so mußte sie dem Manne willfahren, sie rührte also einen Kuchenteig ein, setzte eine Pfanne Wasser über dem Feuer und nun mit dem Teig darein. Der Teig zerfloß im Wasser, und es wurde ein Brei daraus, darüber die Frau zornig, der Mann leidig wurde; denn jene sahe Arbeit, Holz und Mehl verloren; meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn aber stand dabei, hielt den Teller hin und wollte die erstgebackenen Küchlein, so warm sie aus der Pfanne kamen, essen, ward aber betrogen. Seine Frau verwünschte das Kuchenbacken mit Wasser; er jedoch sagte: „Laß dichs nicht gereuen; man versucht ein Ding auf so viele Weise, bis es endlich gelingen muß. Ist es diesmal nicht geraten, so geräts ein andermal. Es wäre ja doch eine feine nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr geglückt wäre.“ „Ich meine ja wohl,“ sagte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn Frau; „dann wollte ich selbst alle Tage Küchlein essen.“

„Und nun,“ so schloß der Schildbürger, „diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen; wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einem Sacke tragen

läßt, gleich wie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser keiner hat es jemals versucht; darum, wenn es euch gefällt, so wollen wir dran gehen; geräts, so haben wirs um so besser und werden als Erfinder dieser Kunst großes Lob damit erjagen!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß sie beschlossen, demselben in aller Eile nachzuleben. Deshalb kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am besten scheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathaus, ein jeder mit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Hacken und Gabeln mit, aus Fürsorge, daß ja nichts verabsäumt werde.

Sobald nun die Glocke eins geschlagen, da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfangen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden; dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuschiütten. Andere thaten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, als Hasen, Kesseln, Zubern und was dergl. ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mäusefalle zu fangen gedachte und ihn so, mit List gezwungen, ins Haus tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den langen, lieben Tag, so lang als die Sonne schien, mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast erlechzten und unter der Müdigkeit fast erlagen. Sie

richteten aber so wenig damit aus, als vor Zeiten die Riesen, da sie Berge auf einander türmten, um den Himmel zu erstürmen. Darum sprachen sie zuletzt: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es geraten wäre.“ Und darauf zogen sie ab und hatten doch so viel gewonnen, daß sie auf Gemeindekosten zum Weine gehen und sich so wieder erquicken und erlaben durften. (G. Schwab.)

11. Die Schildbürger

ziehen eine Kuh auf die Mauer, damit sie das darauf gewachsene Gras abfressen soll.

Einmal gingen die Schildbürger, die gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu besehen, die noch von einem alten Bau übrig geblieben war, ob sie nicht die Steine mit Vorteil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes, langes Gras gewachsen, das dauerte die Bauern, wenn es verloren sein sollte; deswegen hielten sie Rat, wie man es etwa benutzen könnte. Die einen waren der Meinung, man sollte es abmähen; aber niemand wollte sich dem unterziehen und auf die hohe Mauer wagen. Andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so dürfte es das Beste sein, wenn man es mit einem Pfeile herabschösse. Endlich trat der Schultheiß hervor und riet, man sollte das Vieh auf der Mauer weiden lassen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden; so brauche man es weder abzumähen noch abzuschießen. Diesem Rate neigte sich die

ganze Gemeinde zu, und zur Dankfagung wurde erkannt, daß des Schultheißens Ruh die erste sein sollte, die den guten Rat zu genießen hatte. Darein willigte der Schultheiß auch mit Freuden. So schlangen sie denn der Ruh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen an der anderen Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zugin, wurde, wie voraus zu sehen, die Ruh erwürgt und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als ein langer Schildbürger dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet! ziehet! nur noch ein wenig!“ Und der Schultheiß selbst schrie: „Ziehet! ziehet! sie hat das Gras schon gerochen! Seht, wie sie die Zunge darnach ausstreckt! Sie ist nur zu tölpisch und ungeschickt, daß sie sich nicht selbst hinaufhelfen kann. Es sollte sie einer hinaufstoßen.“ Aber es war vergebens, die Schildbürger konnten die Ruh nicht hinaufbringen und ließen sie daher wieder herab. Und jetzt wurden sie erst inne, daß die Ruh schon lange tot war.

(G. Schwab.)

12. Die Schildbürger

setzen einen Ofen vor das Rathhaus und fangen die Hitze mit einem Hasengarn auf.

Die Schildbürger, welche ein Rathhaus ohne Fenster gebaut hatten, kamen endlich einmal auf den klugen Einfall; so viel Löcher in den Mauern anzubringen, als Rathsherren zu Räte saßen, damit jeder sein eigenes Licht könne leuchten lassen. Für den Schultheissen

wurden aber zwei durchgebrochen, weil er mehr Licht bedurfte als die andern. Man war übergücklich ob dieses klugen Gedankens, den man zur Ausführung gebracht hatte.

Plötzlich trat aber in Schilda, wie damals auch in andern Städten, ein starker Frost ein, daß alles frachte. Als daher nach einigen Tagen eine Ratssitzung abgehalten wurde, nahmen die Ratsherren jeder ein Scheit Holz mit nach dem Rathause, um damit den Ofen zu heizen. Es war dies ein von alters hergebrachter Usus, denn dadurch, daß jeder von seinem eigenen Holze brannte, wollte man der Bürgerschaft mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen, daß man die Gemeindefasse nicht allzu sehr belasten dürfe.

Als nun an jenem Tage die hochweisen Herren alle mit ihrem Holzsehit ausgerüstet im Rathaus ankamen, entdeckten sie zu ihrem gewaltigen Schrecken, daß sie vergessen hatten, einen Ofen dort aufzustellen. Nun war guter Rat teuer, denn man hatte bei dem inneren Ausbau keinen Platz für einen Ofen frei gelassen.

Man riet hin und her, aber keinem wollte ein vernünftiger Gedanke einfallen; man wußte in der That nicht, wo man den Ofen hinstellen sollte.

„Heureka!“ rief plötzlich der Bürgermeister, indem er sich gravitätisch von seinem Sitz erhob.

„Heufarre?“ fragten erstaunt mehrere Ratsherren.

„Wir denken, wir sprechen von dem Ofen und nicht von einer Heufarre.“

„Seid ihr doch große Esel,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ich habe nicht von einer Heufarre gesprochen,

sondern wie der berühmte griechische Philosoph Pythagoras ausgerufen: „Heureka, d. h. ich hab's gefunden!“

Verblüfft schauten die Räte zu ihrem Herrn und Meister empor.

„Aber es hat doch keiner etwas verloren,“ entgegnete bescheiden einer der Ratsherren, „wie könnt ihr denn nur etwas gefunden haben?“

„Ach was, dummes Geschwätz!“ brauste der Bürgermeister auf. „Ich will damit sagen, daß ich's herausgefunden habe, wo wir den Ofen hinstellen sollen.“

Ein allgemeines „Ach!“ folgte diesen Worten, und gespannt blickten die Ratsherren hinüber zu dem Bürgermeister.

„Seht,“ hob dieser an, „hinter meinem Rücken befinden sich zwei Fenster. Wir stellen nun den Ofen hinter den beiden Fenstern auf und durch letztere zieht dann die Hitze hinein in den Saal. Ich erhalte dann natürlich die meiste Wärme, aber die ist mir auch von Nöten, weil mir sonst der Verstand leicht erfrieren könnte.“

Die Ratsherren nickten dem Redner Beifall zu, nur einer von ihnen, der Schneider Fingerhut, glaubte widersprechen zu müssen. „Mir will es bedünken,“ sagte er, indem seine Auglein listig blinzelten, „daß dann die Hitze nicht in den Saal, sondern hinaus auf die Straße zieht, wir aber derweil kalt hier sitzen.“

Noch nie in seinem Leben war dem Bürgermeister in einer Sitzung so viel Opposition gemacht worden, wie heute. Sein erhabenes Antlitz färbte sich kirschrot vor Zorn bei diesen widersprechenden Worten. „Dem

ist leicht abzuhelpfen," rief er zornig, der Kollege Fingerhut besitzt ein schönes Hasengarn, das muß er der Gemeinde zum Opfer bringen. Wir spannen das Garn dann um den Ofen auf, und die Hitze kann nicht mehr entweichen, sondern sie muß zum Fenster hinein."

Donnernder Jubel folgte diesem weisen Vorschlage, nur der Schneider Fingerhut stimmte nicht mit ein in denselben, weil er seines schönen Hasengarnes gedachte, das jetzt für ihn verloren war.

Der Ofen wurde nun vor dem Rathause zwischen den Fenstern des Bürgermeisters aufgestellt, und um ihn her das Hasengarn befestigt. Da aber in jenem Winter keine Sitzung mehr abgehalten wurde, konnte man auch nicht erproben, in wie weit sich die neue Erfindung bewähre.

(Nach Lachmann.)

13. Der Wolfsberg bei Alshersleben.

Am Fuße des Wolfsberges stand in uralten Zeiten eine kleine armfelige und baufällige Mühle. Wenn der Sturm draußen hohl pfiß und brauste, zog er bis ins Innere des Gebäudes und flackerte mit der glimmenden Leuchte in der armfeligen Behausung. In dieser wohnte Meister Martin, der Müller, ein frommer, schlichter und arbeitsamer Mann, der aber das Unglück hatte, weniger für sich, als für seine zahlreichen Creditoren zu arbeiten.

Traurig blickte er zuweilen in die Zukunft, weil es durchaus nicht besser werden wollte; aber immer, wenn ihn die Sorgen zu erdrücken drohten, stärkte ihn sein festes Gottvertrauen aufs neue zu unablässiger

Thätigkeit. Er hatte viele Kinder, unter denen ihm besonders sein ältester erwachsener Sohn Conrad treu und bieder zur Seite stand. Elsbeth, die Dienstmagd, war ihnen an frommem Sinn und Arbeitskraft gleich, und erfüllte, still und sittsam, ihre Pflicht gegen die gute Herrschaft mit Treue und Anhänglichkeit. Conrad und Elsbeth waren zwar einander zugeneigt, da er aber unbemittelt und sie in dienstbarem Stande war, suchten sie ihre gegenseitige Neigung zu beherrschen und kein Wort verriet den Zustand ihrer Herzen.

Einst war Elsbeth in ihrem Bodenkammerlein um Mitternacht aus dem Schlafe erwacht. Der volle Mond erleuchtete das kleine Gemach so hell, daß sie glaubte, der Tag sei angebrochen und erschrocken aufsprang, sich ankleidete und leise in die Küche eilte, dort Feuer anzumachen. Aber wie sie auch pickte und pickte, denn damals gab es noch keine Streichhölzchen, der Stahl schlug keine Funken, und in dem schwarzen Bunder wollte kein lichter Punkt aufglimmen. Besorgt blickte sie um sich; da fiel ihr Auge auf das Küchenfenster, und sie gewahrte durch dasselbe an dem Bergrande des Thales einen feuerroten Klumpen. Sie hielt es für eine Täuschung, wunderte sich über das Feuer an einer so ungewöhnlichen Stelle und erkannte zuletzt deutlich einen Haufen glühender Kohlen. Diese zu benutzen fiel ihr sogleich ein; sie nahm eine Schaufel und einen irdenen Topf, öffnete leise die Hausthür und ging über den schmalen schwankenden Wassersteig hin zu dem glühenden Hügel. Aber wie erschrak sie beim Näherkommen! Sie erblickte mehrere riesige Männergestalten,

in uralte Tracht geküßt, mit schaurigen, wie aus dem Grabe kommenden Gesichtszügen; schweigend und ohne Bewegung lagen sie um den Aischenhaufen herum. Elsbeth erstarrte und glaubte zu träumen, das klare Mondlicht aber und die bekannten Umgebungen sagten ihr, daß sie wache und die Erscheinung keine Täuschung sei. Nach einigem Überlegen traute sie sich nicht vorwärts, sondern hielt es für besser, zurück zu gehen und ihren Herrn herbei zu rufen. Wie sie deshalb im Begriff war umzukehren, erhob einer der Männer den Arm, winkte ihr, deutete auf den Kohlenhügel und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen sollte. Elsbeth faßte ein Herz, trat hinzu und füllte ihren Topf mit Kohlen. Schnell eilte sie dann damit nach Hause, schüttete den Topf auf den Herd aus und legte Holz auf die Kohlen, damit es sich entzündete. Lange harrte sie vergebens, die Kohlen waren augenblicklich erloschen, und ihre Bemühungen, sie anzublasen, blieben ohne Erfolg. Noch einmal ging sie mit Topf und Schaufel zu dem Feuerhügel und fand dort alles, wie sie es verlassen hatte. Die Männer hinderten sie nicht Kohlen zu nehmen, und Elsbeth, dreister als vorher, suchte die größten heraus. Im Hause wieder angelangt, schüttete sie die Kohlen von neuem auf den Herd, aber auch diese gaben keine Flamme und waren fast augenblicklich erloschen.

Jetzt erst kamen dem frommen Mädchen unheimliche Gedanken in den Sinn, und die Ahnung stieg in ihr auf, daß sie mit dem bösen Geiste zu schaffen gehabt haben könne. Die Besorgnis aber, in ihrem Haus-

wesen als nachlässig ausgescholten zu werden, überwog alle Bedenken, und sie eilte zum dritten Male hinaus, sich mit Kohlen zu versehen. Unverzagt näherte sie sich dem Kreise der unbeweglichen Männer und füllte den Topf nochmals recht aus der Glut. Als sie sich nun zum Fortgehen anschickte, hörte sie hohl und drohend die Worte hinter sich: „Nun nichts mehr!“ Von Schrecken und Angst ergriffen, flog sie zur Mühle zurück und warf den Topf auf den Heerd, ohne auch diesmal an den Kohlen eine Glut zu bemerken. Noch beobachtete sie durch das Küchenfenster den Kohlenhügel und die riesigen Männer, als die Turmuhr der benachbarten Stadt 12 Uhr schlug und die ganze Erscheinung spur- und lautlos verschwand. Elisabeth wußte jetzt, wie spät es war, und mit wem sie zu thun gehabt. Entsetzen und Schauer rieselten ihr durch die Glieder, sie flog in ihr Kämmerlein und verbarg sich tief ins Bett, wo sie, von Fieberfroßt geschüttelt und von der ungewöhnlichen Spannung ermüdet, endlich einschlief.

Am frühen Morgen stand Meister Martin auf und wunderte sich, der Erste zu sein, der das Lager verlassen, denn alles im Hause war still und ruhig. In die Küche tretend, sieht er staunend auf dem Herde einen leichten gelben Schein, ohne sich erklären zu können, was dieser bedeute. Indem er näher tritt, wächst sein Erstaunen, ein großer Haufen schöner blanker Goldstücke liegt vor ihm, ganz neu geprägt mit den Bildnissen der lebenden Fürsten. Außer sich vor Bewunderung hebt er die Hände in die Höhe und ruft: „Gott, was sehe ich!“ Noch kann er sich von der

Wahrheit der Erscheinung nicht überzeugen; er muß die Goldstücke anfassen, sie klingen hören, bevor er glaubt. Dann wirft er sich in die Knie und dankt in lautem Gebete dem, der allen Sorgen und allem Kummer ein Ende gemacht.

Jetzt kam Elsbeth. Auch sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn sie hielt den Müller für einen der geisterartigen Männer aus voriger Mitternacht. Bald aber erkannte sie ihn, die übrige Familie trat ebenfalls herzu, und die schaurige und zugleich erfreuliche Mär ging von Mund zu Munde. Furcht und Freude bemächtigten sich abwechselnd aller Gemüther, denn immer begannen die Armen an ihrem Glück von neuem zu zweifeln. Aber das schöne Metall lag deutlich vor ihren Augen, es verwandelte sich nicht und erwies sich bei allen damit angestellten Versuchen als lauter Gold. Nach dieser ersten Überzeugung entstand unter den guten Menschen ein edler Wortstreit; keiner wollte den Schatz als sein Eigenthum betrachten und in Besitz nehmen. Der ehrliche Müller wollte ihn Elsbeth überlassen, und diese wieder wollte nichts davon haben, als einen geringen Anteil. Conrad, des Müllers Sohn, beendigte endlich den Streit zu aller Zufriedenheit. „Vater,“ sagte er, „ich war dem armen frommen Mädchen seit langer Zeit zugethan. Wenn Elsbeth will, so gebt sie mir zur Frau; laßt uns dann bei euch wohnen und gemeinschaftlich das Glück genießen, das heute in unser Haus gezogen ist.“ — Innig bewegt fiel der Vater dem Sohn um den Hals und legte die Hände der Liebenden in einander. Die Hochzeit brachte Jubel

und Fröhlichkeit ins Haus, ein Jahr später aber war die alte Mühle verschwunden und eine neue prächtige stand an ihrer Stelle.

14. Sage vom Halberstädter Dombau.

Als man vor mehr als tausend Jahren den prächtigen Dom zu Halberstadt baute und bemüht war, den letzten Stein, einen schweren Granit, welcher der Kuppel des Gebäudes als Schlußstein dienen sollte, hinaufzuschaffen, da trat, von arger Mißgunst getrieben, ein fremder Meister herbei, blickte mit neidischem Auge auf den Bau und es verdroß ihn der heilige Zweck des kühnen Werkes. Sofort beschloß er, durch unheiligen Spuk dasselbe zu vereiteln. — Als am folgenden Morgen die fleißigen Maurer sich versammelten, um die Kuppel zu schließen, als sie mit starken Armen den mächtigen Stein allmählig in die Höhe wanden, und derselbe den Rand des Gemäuers beinahe erreicht hatte, da rissen plötzlich die Stricke und krachend rollte der Stein hinab zur Erde. Meister und Gesellen sann auf neuen Rat und machten einen zweiten Versuch, den mächtigen Stein empor zu bringen; aber schon auf der halben Höhe stürzte er wieder hinab, und die Kuppel blieb für diesmal ungeschlossen.

Nachsinnend stand am andern Morgen, noch ehe die Werkleute sich versammelt, der Meister auf der Höhe des Mauerwerks und blickte bedenklich hinab auf den Stein; da klopfte ihn plötzlich jemand auf die Schulter, und als er wie aus tiefen Träumen erwachend hinter

sich sah, gewahrte er einen Unbekannten, der vertraulich, aber nicht ohne Bosheit ihn anlächelte, ihm guten Morgen sagte und sich nach der Vollendung des Baues erkundigte.

Der Meister zeigte verdrießlich auf die Kuppel und auf den Block in der Tiefe. Da bot der Fremde, als hätte er ihn erraten, ihm plötzlich seine Dienste an und gelobte und schwur, den Stein in die Höhe zu bringen. Und siehe, noch ehe die Gesellen zur Arbeit kamen, war der Stein oben und die Kuppel gedeckt, so daß es dem Meister ein Wunder schien; der fremde Gesell aber war verschwunden. Mit erneuter Lust gingen die andern nun an die Vollendung des Baues, setzten Stein an Stein, Ritt auf Ritt, und das Werk gedieh zur Freude der Erbauer. Als aber tags darauf mit dem Aufgang der Sonne der Werkmeister sinnend auf der Höhe stand, da klopfte ihn wieder jemand auf die Schulter, sagte ihm guten Morgen und fragte nach dem Fortgange des Baues.

Traurig deutete der Meister auf die offene Kuppel und dann wieder auf die Erde. Höhnisch lächelte darob der Fremde und bot zum zweiten Male seine Hilfe an. Da aber am dritten Morgen der Meister die Kuppel offen, den Block am Boden, und das Werk am Turm zerstört fand, wäre ihm fast das Herz gebrochen, und als nun gar zum dritten Male der Fremde ihn auf die Schulter klopfte und guten Morgen bot, der Meister aber sich umsah, da stand mit grinsendem Angesicht, schwarz wie ein Mohr und zottig und wild, der Teufel in seiner Häßlichkeit vor ihm.

Jetzt bekrenzte sich der Meister, und der Böse verschwand. Der Bischof aber von Halberstadt segnete das Werk durch seinen heiligen Betspruch und nun gelang es den Gesellen, aus eigener Kraft den mächtigen Stein zu heben und die Kuppel zu decken. Der Meister pries sich glücklich, bis der andere Morgen anbrach und er — das Werk zerstört sah. Auf den Trümmern stand triumphierend der Böse.

Es blieb nichts übrig, als einen Vergleich mit ihm zu suchen. Er verweigerte diesen nicht, insofern die Werkleute sich bereit erklärten, ihm neben dem Hause des Herrn ebenfalls eine Wohnung zu bauen.

Notgedrungen willigten die Maurer ein und neben dem mächtigen herrlichen Dom wurde der Domkeller erbaut. Zur Besiegelung des Vertrages aber und zum Wahrzeichen nahm der Böse den Stein von der Kuppel und schleuderte ihn, zum Schrecken des Meisters und der Gesellen, hoch durch die Luft auf den Domplatz. Da liegt er bis auf den heutigen Tag.

16. Sage vom Schloßkeller zu Gröningen.

Einst baute der Baumeister Tandler aus Torgau dem Erzbischof von Magdeburg zu Gröningen ein schönes Schloß. Im Keller desselben lag ein Weinsatz, welches leer 636 Zentner wog. Beim Bau desselben wurde ein junger Mann, namens Reuter, vom bischöflichen Kellermeister beauftragt, einen Schaden an der inneren Kellerwand wieder auszubessern. Der Gesell war thätig und geschickt, und man ließ ihn ohne alle



Aufsicht. Es war nicht zu verwundern, daß diesem gegen Abend, als er von der Arbeit ruhte, die Lust ankam, sich durch ein Schlückchen aus dem großen Faß zu stärken. Er fand den Inhalt so wohlschmeckend, daß er allmählig immer stärker zog, und zuletzt, vom Weindunst und der Kellerluft betäubt, besinnungslos am Boden liegen blieb.

Der Kellermeister, der gekommen war, nach seiner Arbeit zu sehen, fand ihn in diesem Zustande und konnte leicht denken, was vorgefallen war. Um den Gesellen zu strafen, ließ er ihn liegen und verschloß den Keller. Am andern Morgen wollte er ihn erst aus seiner Gefangenschaft befreien.

Um Mitternacht erwachte Reuter und vermochte nicht, sich zu besinnen, wo er war. Er stand auf, tappte im Keller umher, fand aber die Thüre verschlossen. Zu klopfen wagte er nicht, aus Furcht, sich zu verraten. Nachdenkend setzte er sich auf einen Stein und gewahrte in der entgegengesetzten Ecke des Kellers ein graues Männchen, etwa einen halben Meter hoch, das auf ihn zukam. Eiskalt lief es dem Gesellen über den Rücken, und er hielt die Hände vor die Augen, um nichts zu sehen.

„Fürchte dich nicht, Andreas!“ sagte das graue Männchen, „ich bin dein Freund; ich habe Wohlgefallen an dir gefunden. Ich herrsche unter der Erde, und wonach dich hier gelüftet, das will ich dir geben.“

„So erlöse mich aus dem Keller.“

„Folge mir. — Und wenn du dich wieder an dem Fasse erlaben willst, so komme zur Mitternachtsstunde

und klopfte mit dem kleinen Finger der linken Hand siebenmal auf dem mittelften Nagel am Schlosse der äußersten Thüre. Gleich werde ich dich einlassen."

Schüchtern folgte Reuter seinem Führer. Das graue Männchen berührte das Schloß an der Thür, und augenblicklich sprang diese auf. Reuter lief eiligst davon und faßte den Entschluß, vor dem großen Fasse und noch mehr vor dem grauen Männchen sich zu hüten.

Als er am andern Morgen zum Kellermeister kam, die Schlüssel zum Keller zu holen, wunderte sich derselbe über sein Hiersein gar sehr, erkundigte sich daher, wie er aus dem Keller gekommen, und machte ihm Vorwürfe über das gestern Vorgefallene. Der Gesell behauptete ganz dreist, daß der Herr Kellermeister ihn habe fortgehen sehen, den Keller dann selbst verschlossen und das ihm Vorgehaltene geträumt haben müsse. Der Kellermeister untersuchte sofort die riesenhaften Schlösser des Kellers, fand sie völlig unverfehrt und wurde nun doch irre, zumal er sich gestehen mußte, am vergangenen Tage selbst ein Räuschchen gehabt zu haben, und ließ die Sache ruhen.

Der Bau wurde vollendet, ohne daß weiter etwas vorfiel. Später hatte sich Reuter verheiratet, wurde nach Jahren sehr liederlich und verarmte. Da fiel ihm das graue Männchen im Keller des Bischofs ein. Um die Stunde der Mitternacht ging er daher an die bekannte Kellerthür und klopfte, wie ihm geheißen. Leise öffnete sie sich. Er trat hinein.

"Kommst Du endlich?" sprach das graue Männchen.

„Ich habe lange auf dich gewartet.“ „„Gieb mir nur zu trinken! Da oben muß ich verdursten.““ „Hier ist Vorrat! Spute dich! Wenn Mitternacht vorüber ist, kann ich die Thür nicht mehr öffnen.“

Reuter zechte nach Herzenslust, bis er besinnungslos am Boden lag. Mitternacht war lange vorüber und das graue Männchen verschwunden. Am frühen Morgen aber wurde er durch Rasseln an der Thür zur Besinnung gebracht. Der Kellermeister kam mit Leuten, um Wein zu zapfen. Reuter, um sich nicht erwischen zu lassen, war auf das große Faß gestiegen, wo ihn, nachdem er sich niedergelegt, niemand bemerken konnte. Während die Angekommenen in einer Ecke des Kellers beschäftigt waren, sprang er an der Vorderseite des Fasses herab, um aus dem Keller zu entweichen. Der Sprung mißlang aber, und er brach ein Bein dabei.

Auf den Schrei des Schmerzes, den er ausstieß, sprang der Kellermeister mit seinen Begleitern herbei, sahen hier den armen Reuter liegen, nahmen ihn gefangen und setzten ihn ins Gefängnis. Des Lebens überdrüssig, gestand er gleich beim ersten Verhör sein Vergehen, wie auch seine Verbindung mit dem grauen Männchen. Da ward er, als der Zauberei verdächtig, zum Scheiterhaufen verdammt. Ehe aber der schreckliche Spruch an ihm vollzogen wurde, starb der Unglückliche an einem hitzigen Fieber, das er sich in der Nacht im kalten Keller zugezogen hatte, und an den Folgen seines Beinbruches.

16. Die Sage vom Drachensfels.

Zwischen Bonn und Koblenz erhebt sich das Siebengebirge. Einer der sieben Bergkegel heißt der Drachensfels, aus dessen Steinen der Dom zu Köln erbaut ist. — Als sich vor vielen hundert Jahren der Herr der Bewohner am linken Ufer des Rheines schon erbarmet und ihnen sein Wort hatte predigen lassen, lebten die Menschen am rechten Ufer noch in heidnischer Finsternis. In jener Heidenzeit haufete tief in einer Schlucht oben auf dem Bergkegel ein Drache, der von der scheußlichsten Gestalt war. Zwei Meter Höhe hatte das Ungeheuer, zwei große Flügel, von der Art, wie sie die Fledermäuse haben, hingen ihm am Leibe herab. Der lange Schweif und Hals waren blutrot, der Rumpf mit schwarzen Schuppen belegt, zwei Reihen dicker Zähne starrten aus dem weiten Rachen, welchem schreckliche Feuerstrahlen entströmten. In der ganzen Umgegend verbreitete das Untier Furcht und Schrecken; denn, wenn es aus seinem Hinterhalt hervorkroch, so lauerte es im Eichenwalde auf Leute, und was ihm in den Bereich kam, war verloren, denn es schoß darauf mit Blitzesschnelle und verschlang es im Nu. Alle Versuche, dieses Ungeheuer zu erlegen, waren vergeblich. Mitunter kroch das Ungetüm auch ins Thal hinab und richtete hier die gräßlichsten Verwüstungen an. Dann floh, wer fliehen konnte. Die Herden suchte man mit wegzutreiben.

Die in der Nähe dieses Felsens wohnenden Heiden zogen einst über den Rhein auf Krieg und Raub aus.

Es waren Christen, welche sie anfielen und wirklich nach hartem Kampfe überwandten. Grausam hausten die Heiden unter ihnen. Hab und Gut nahmen sie den Überwundenen, brannten die Hütten nieder und schleppten die Menschen, welche ihnen in die Hände fielen, mit über den Strom. Unter den Gefangenen befand sich Bertha, die einzige Tochter des Fürsten, welcher mit seinen Unterthanen überwunden war. Bertha war nicht nur ein holdes, liebliches, sondern auch ein frommes Mädchen. In der Heimat angekommen, entschieden die heidnischen Priester, daß die Christin dem Ungetüm, dem Drachen, als Speise vorgelegt werde, und sei dieser Ausspruch schon am nächsten Morgen in Ausführung zu bringen.

Raum zeigte sich am folgenden Morgen das erste Rot, als Bertha den Felsen hinaufgeführt wurde. Ohne Zagen stieg sie bergan und betete still zu ihrem Erlöser: „Mein Herr Jesus, stärke mich; in deine Wunden leg ich mich; durch deinen bittren Kreuzestod erleichterst du all' meine Not.“ — Oben angekommen, wurde Bertha über der Höhle, in welcher der grimmige Drache wohnte, an einen Baum gebunden. Festlich war sie geschmückt. Ein weißes Gewand umwallte ihre zarten Glieder, ein Kranz von weißen Rosen zierte das schöne Haar, und um den Leib war ein prächtiges Geschmeide gegürtet.

Die Sonne stieg empor und weckte auch das Ungeheuer. Die sie umstehende Volksmenge entfernte sich hastig; denn nur zu bald entdeckte das blutgierige Tier sein Opfer und kroch behaglich die Felsenwand hinan, immer näher dem Baume zu, an welchem die holde

Jungfrau angebunden war. Bertha sah den Drachen kommen. Mit Gott ergebenem Herzen richtete sie die Augen gen Himmel und aus ihrem Munde ertönte es laut: „Herr Jesus, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Und als sie das gesagt, zog sie aus ihrem Gewande ein silbernes Kreuz, auf welchem das Bild des gekreuzigten Erlösers in Gold strahlte. Sie küßte ehrfurchtsvoll den Heiland und drückte das Kreuz fest an die Brust, so sahe sie nun ruhig und heiter dem nahen Tode entgegen.

Der Drache aber war jetzt ganz nahe herangekommen und reckte die blutrote Zunge gräßlich wild, und schoß mächtige Feuerstrahlen zu der frommen Bertha hinauf. Noch wenige Schritte, und die liebliche Jungfrau war in des Untiers Rachen. Plötzlich hielt ihm Bertha das Kreuz vor. Und siehe! kaum sahe der Drache das heilige Bild, vor welchem ja die Scharen der Hölle zittern und weichen, da brüllte er laut auf und wußte vor Angst nicht zu bleiben. Er wollte ins Thal fliehen, doch er zerschellte an den Felsriffen und stürzte hinab in die Fluten des Rheines, welche ihn auf immer verschlangen.

Da eilte Rinbold, ein Anführer der Heiden, hinzu, entledigte die Jungfrau ihrer Fesseln und trug sie mit starkem Arm zu seinem Volke. Und die Ältesten traten herzu und sprachen: „Rede, was hat dich gerettet?“ Jetzt hielt Bertha das heilige Zeichen vor und antwortete: „Das heilige Kreuz und mein Glaube!“ Als aber das Volk das Kreuz sah, staunte es und wußte das Zeichen und die Wunder nicht zu fassen.

Die fromme Jungfrau sieht es und thut ihren Mund auf, zu reden von dem Sohne Gottes und von seinem bittren Leiden und Sterben und von der Erlösung und von der Gnade.

Als aber das Volk solche Worte hörte, fiel es betend zur Erde nieder und verlangte das Kreuz. Bertha soll nun bei ihnen bleiben und die Heiden zu Christo bringen. Doch die bescheidene Jungfrau spricht: „Zu solchem heiligen Werke ist meine Kraft zu schwach. Laßt mich hinziehen zu den Meinen. Ich will dann wieder zu euch kommen und einen Diener Gottes mitbringen, denn durch seinen Mund redet der Herr.“

Solches Wort gefiel allen im Stamme. Und Rinbold begleitete die liebe Bertha über den Rheinstrom. Da erscholl lauter Jubel, als Bertha im väterlichen Gau einzog. Ihre Eltern weinten Freudenthränen. Sie erzählte aber, was ihr geschehen sei und was sie den Heiden versprochen habe. Da legte der Vater die Hände auf die fromme Tochter und sprach: „Gehe hin in Frieden! Das ist ein heiliges Geschäft, so du auszuführen hast, dein Heiland wird mit dir sein.“ Und der Priester, welcher Berthas Herz erwärmt hatte im Glauben, begleitete das liebe Mädchen, um Glaubensbote zu sein den heidnischen Brüdern jenseits des Rheins. Mit Jauchzen wurden die Ankömmlinge empfangen. Nach wenigen Monaten empfangen die Heiden die Taufe, und der ganze Stamm bekannte sich zu Jesu Christo.

Rinbold aber, als er nun Christ geworden, nahm die holde Bertha zu seinem Weibe. Die Männer des Stammes bauten ihnen aber auf dem Felsen, den sie

forthin Drachenfels nannten, eine schöne Wohnung und benannten sie Drachenburg. Dort haben Rinbold und Bertha noch viele Jahre gewohnt und gelebt, und ihr Andenken ist bis auf den heutigen Tag erhalten.

17. Das Jesusbrünnlein.

Hoch auf dem Hörselberge hielt unter treuer Hut
Ein Schäfer seine Herde in heißer Sonnenglut.
Die armen Schäfchen lechzten nach einem Wasserstrahl,
Der Hirte selber wankte matt von des Durstes Qual.
Wohin er ging und blickte, vertrocknet war der Quell,
Vertrocknet Fluß und Bächlein, ihn labend sonst so hell.
Da fällt er auf die Knie und stammelt im Gebet,
Indes vor seinen Augen sich Erd' und Himmel dreht:
„Mein Jesus, lieber Heiland, hilf gnädig mir durch Gott,
O hilf, o hilf mir Armen aus solcher großen Not!“
Und als er zu dem Himmel noch betend sah empor,
Sprang aus dem nahen Felsen ein frischer Quell hervor.
Dem Heiland freudig dankend streckt er aus seine Hand
Und schöpfte neues Leben sich von der Felsenwand.
Und nie seitdem versiegte der kühle Gnadenquell;
Das Jesusbrünnlein rieselt noch heute silberhell.

(A. Bube.)

18. Wineta.

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom sieht man häufig bei stillem Wetter in der See die Trüm-

mer einer alten großen Stadt. Es hat dort die einst weltberühmte Stadt Wineta gelegen, die schon vor tausend und mehr Jahren wegen ihrer Laster ein schreckliches Ende genommen hat. Sie ist größer gewesen als irgend eine Stadt in Europa, selbst als die große und schöne Stadt Konstantinopel, und es haben darin allerlei Völker gewohnt, Griechen, Slaven, Wenden, Sachsen und noch vielerlei andere Stämme. Die hatten allda jedes ihre besondere Religion; nur die Sachsen, welche Christen waren, durften ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, denn nur die heidnischen Götzen genossen einer öffentlichen Verehrung. Ungeachtet solcher Abgötterei waren die Bewohner Winetas aber ehrbar und züchtig von Sitten, und in Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde hatten sie ihres Gleichen nicht. Sie trieben einen überaus großen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waaren, und es kamen jahraus, jahrein Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und aus den entferntesten Enden der Welt dorthin. Deshalb floß denn auch in der Stadt ein über die Maßen großer Reichthum zusammen, das man ihn kaum noch unterzubringen wußte. Die Stadthore waren aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber, und letzteres Metall war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte, und die Kinder auf der Straße mit harten Thalern spielten. Durch ihren Reichthum verfielen aber die Bewohner von Wineta in Üppigkeit und freventlichen Übermut. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes, und die üppige Stadt

wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet und von den Wellen verschlungen. Darauf kamen die Schweden von Gothland her mit vielen Schiffen und holten fort, was sie von den Reichthümern der Stadt aus dem Meere herausfischen konnten; sie bargen eine Menge von Gold, Silber, Erz und Zinn und von dem herrlichsten Marmor. Auch die ehernen Stadtthore fanden sie ganz, die nahmen sie mit nach Wisby auf Gothland, wohin sich auch von nun an der Handel Winetas zog.

Die Stelle, wo die Stadt gestanden, kann man noch heutigen Tages sehen. Wenn man nämlich von Wolgast über die Peene nach Usedom fährt, so erblickt man, dem Dorfe Damerow gegenüber, zwei Meilen von Wolgast, bei stiller See bis tief, wohl eine Viertelmeile in das Wasser hinein, eine Menge großer Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das sind Winetas Trümmer; sie liegen in der Länge von Morgen nach Abend. Die ehemaligen Straßen und Gassen sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt; größere Steine zeigen an, wo die Ecken der Straßen und die Fundamente der Häuser gewesen sind. Einige davon ragen ellenhoch in dem Wasser empor; dort haben die Tempel und Rathhäuser gestanden. Andere liegen noch ganz in der Ordnung, wie man Grundsteine zu legen pflegt, so daß augenscheinlich noch neue Häuser erbaut werden sollten, als die Stadt vom Wasser verschlungen worden ist. — In der versunkenen Stadt ist noch immer ein wunderbares Leben. Bei stillem Wasser sieht man oft unten im Wasser ganz wunderbare Bilder. Große seltsame Ge-

stalten in langen, faltigen Kleidern wandeln dann in den Straßen auf und ab; oft sitzen sie auch in goldenen Wagen oder auf großen, schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher, manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen, und man sieht denn, wie sie einen Sarg zum Grabe geleiten. Die silbernen Glocken der Stadt kann man wohl jeden Abend bei ruhiger See hören, wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten und am Ostermorgen — denn vom stillen Freitag bis zum Ostermorgen soll der Untergang von Wineta gedauert haben — kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist. Sie steigt dann, ein warnendes Schattenbild, zur Strafe für ihre Abgötterei und Üppigkeit mit allen ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Wasser hervor, und man sieht sie deutlich über den Wellen. Wenn es aber Nacht oder stürmisches Wetter ist, dann darf kein Mensch und kein Schiff sich den Trümmern nahen; ohne Gnade wird das Schiff an die Felsen geworfen, an denen es hilflos zertrümmert, und keiner, der darin gewesen, kann aus den Wellen sein Leben erretten. Von dem in der Nähe liegenden Dorf Veddin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Veddin von alten Zeiten her den Landweg nach Wineta nennen. (F. Bäßler.)

19. Sage von der Bitterpappel.

In der verhängnisvollen Stunde, wo unser Herr am Kreuze hing und die Sonne den Trauerflor um

sich hüllte, ging ein Zagen durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Tiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sichern Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die hohen Cedern auf dem Libanon rauschten in dumpfem, schauerlichem Chor hoch in den Lüften, und dunkleres Grün, fast wie Nacht, umzog den Hain. „Ach, nun ist er dahin,“ lispelte leise die Thränenweide von Babylon — und tief hinab hing sie die trauernden Zweige in den Euphrat. Der Winzer ging durch den Weinberg und sah, wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift und der Most gefestert war, nannten sie es Thränen Christi. Aber um Golgatha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht herauf zur Kühlung dem leidenden Gottessohne, und die Fris sprach zur Schwester Cypresse: „In Trauer will ich mich kleiden von nun an,“ — „und ich,“ erwiderte die Cypresse, „will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde.“ Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daher zog am Kreuze. Und als es nun von da herab stöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ zitterten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen. Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand

ungerührt am Golgatha. „Was kimmert uns," sprach sie, „dein Leiden! Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!"

Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blute und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe wieder in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt Bitterpappel bis auf den heutigen Tag.

(C. Weißflog.)

20. Die Roßtrappe.

I.

Vor tausend und mehr Jahren, ehe noch die Raubritter die Hohnburg, Lauenburg, Stecklenburg und Winzenburg erbauten, war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt, die Heiden und Zauberer waren, Raub, Mord und Gewaltthat übten. Sechszigjährige Eichen rissen sie samt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich entgegen stellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen und die Weiber in Gefangenschaft fortgeschleppt, wo sie Tag und Nacht dienen mußten. In dem Boheimer Walde hauste dazumal ein Riese, Bode genannt. Alles war ihm unterthan; nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, die konnte er nicht zu seiner Liebe zwingen. Stärke und List halfen ihm nichts, denn sie stand mit einem mächtigen Geiste im Bunde. Einst aber sah sie Bode jagend auf

der Schneekoppe und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren im Augenblick übersprang; er schwur, Emma zu fangen oder zu sterben. Fast hätte er sie erreicht, als sie ihn aber zwei Meilen weit von sich erblickte und an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, welche er im Schilde führte, erkannte, da schwenkte sie schnell das Roß. Und von ihren Sporen getrieben, flog es über die Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schaubende Roß Bodes und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen. Jetzt stand ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Fels, des Teufels Tanzplatz genannt. Angstvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht die Felsmauer herab zum Abgrund. Tief rauschte der Strom unten und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der entgegenstehende Fels schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß des Rosses. Von neuem hörte sie Bodes Roß schauben, in der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hilfe und ohne Besinnung drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang über den Abgrund, glücklich auf die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die Funken stoben. Das ist jener Roßtrapp. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen. Emma war gerettet, aber die zentnerschwere goldene Königskrone fiel während des Sprunges von ihrem Haupte in die Tiefe. Bode, in blinder Hitze nach-

setzend, stürzte in den Strudel und gab dem Fluß den Namen. Hier bewacht er als schwarzer Hund die goldene Krone der Riesentochter, daß kein Gelddurstiger sie heraus hole. Ein Taucher wagte es einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das dritte Mal hinab zu steigen. Er that's, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nimmer wieder auf. Jetzt deckt tiefe Nacht und Stille den Abgrund, kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Der Strudel heißt der Kreetpfuhl (Teufelspfuhl) und der Fels, wo Emma die Hilfe der Höllengeister ersuchte, des Teufels Tanzplatz.

II.

In Böhmen lebte vor Zeiten eine Königstochter, um die ein gewaltiger Riese warb. Der König, aus seiner Macht und Stärke, sagte sie ihm zu. Weil sie aber schon einen andern Liebhaber hatte, der aus dem Stamm der Menschen war, so widersetzte sie sich dem Bräutigam und dem Befehl ihres Vaters. Aufgebracht wollte der König Gewalt brauchen und setzte die Hochzeit gleich auf den nächsten Tag. Mit weinenden Augen klagte sie das ihrem Geliebten, der zu schneller Flucht riet und sich in der finstern Nacht einstellte, die getroffene Verabredung ins Werk zu setzen. Es hielt

aber schwer, zu entfliehen, die Marställe des Königs waren verschlossen und alle Stallmeister ihm treu und ergeben. Zwar stand des Riesen Rappe in einem für ihn eigens erbauten Stalle, wie sollte aber eine schwache Frauenhand das mehr denn zehn Ellen hohe Untier leiten und lenken? und wie war ihm beizukommen, da es an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm statt Halsters diente und dazu mit einem großen Schlosse verwahrt war, dessen Schlüssel der Riese bei sich trug. Der Geliebte half aber aus, er stellte eine Leiter ans Pferd und hieß die Königstochter hinauf steigen; dann that er einen mächtigen Schwerthieb auf die Kette, daß sie von einander sprang, schwang sich selbst hinten auf und in einem Fluge ging's auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters goldene Krone aufs Haupt gesetzt. Während sie nun aufs Geradewohl forteilten, fiel's dem Riesen ein, in dieser Nacht auszureiten. Der Mond schien hell, und er stand auf, sein Roß zu satteln. Erstaunt sah er den Stall leer, es gab Lärm im ganzen Schlosse, und als man die Königstochter aufwecken wollte, war dieselbe auch verschwunden. Ohne sich lange zu besinnen, bestieg der Bräutigam das erste beste Pferd und jagte über Stock und Block. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe am Harzwalde kam der Riese hinter sie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte den Rappen und sprengte flugs waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchschneidet. Der Rappe stutzt einen Augenblick, und die

Liebenden sind in großer Gefahr. Sie blickt hinterwärts, und in strengem Galopp naht der Riese, da stößt sie mutig dem Rappen in die Rippen. Mit einem gewaltigen Sprung, der den Eindruck eines Hinterhufes im Felsen läßt, setzt er über, und die Liebenden sind gerettet. Denn die Mähre des nacheilenden Riesen springt seiner Schwere wegen zu kurz, und beide mit gräßlichem Geprassel fallen in den Abgrund. Auf dem jenseitigen Ufer steht die Königstochter und tanzt vor Freuden. Davon heißt die Stätte noch jetzt Tanzplatz. Doch hat sie im Taumel des Sprunges die Krone verloren, die in den Kessel der Bode gefallen ist. Da liegt sie noch heutzutage, von einem großen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet, haben sie mit eigener Lebensgefahr aus der Tiefe zu holen gesucht, aber beim Wiederkommen ausgesagt, daß es vergebens sei, der große Hund sinke immer tiefer, sowie sie ihm nahe kämen, und die goldene Krone stehe nicht mehr zu erlangen. (Brüder Grimm.)

21. Die Prinzessin Ilse.

In uralten Zeiten hatte ein König im Harze eine schöne Tochter, Ilse genannt, die von einer bösen Hexe in einen steilen Felsen hinein gewünscht worden ist, der der Ilsenstein heißt und worin sie jetzt noch lebt. Bei hellem Mondenschein tritt die schöne Ilse manchmal aus dem Felsen, um in dem Flüsschen Ilse, dessen Nixe sie auch genannt wird, zu baden. Wer ihr begegnet, dem schenkt sie Reichthümer, doch verlangt sie Gehorsam,

die Unfolgsamen äßst sie gern. Einst traf ein Köhler am frühen Morgen die schöne Ilse, die er grüßte. Da winkte sie ihm und schritt vor ihm her, bis an den Felsenstein, wo sie an einer Thüre stehen blieb, den Ranzen des Köhlers nahm und in den Felsen hineinging. Bald kam sie wieder und gab dem harrenden Köhler seinen Ranzen zurück, befahl ihm aber, denselben erst zu Hause zu öffnen. Nun ging der Mann seines Weges, und der Ranzen drückte ihn schwer auf seinen Schultern. — „Sollte dich die Ilse geäßt,“ dachte er endlich, „und dir gar Steine und Felsstücke in den Ranzen gesteckt haben?“ So sann und sann der Köhler, und endlich wollte er doch wissen, was er auf seinem Rücken schleppte, blieb stehen und machte den Ranzen auf. Richtig, da lagen Erdklumpen, Eichen und Tannenzapfen drin, die er nun voll Ärger in die Ilse hinab schüttete. „Ich werde nicht ein Narr sein und solch' Zeug nach Hause tragen,“ brummte er voller Ärger dabei. Aber da fiels klingend und klirrend hinab, und aus dem hellen Bergwasser schien es blitzend und leuchtend herauf, funkelte ihn goldig an und war zerflossen.

Da schüttelte der Mann ganz erschrocken seinen Ranzen, und einige Eichen kamen noch herausgefollert, die waren von blankem, purem Golde, und diesen kleinen Rest hielt er fest und löste auch daraus noch eine hübsche Summe. Hätte er aber der Ilse gefolgt und seine Neugierde bezähmt, so hätte er ein steinreicher Mann werden können. (P. Schanz.)

22. Der Rabe auf dem Schloßhose zu Merseburg.

Ein Bischof von Merseburg, Thilo von Trotha, besaß einen sehr kostbaren Ring, der ihm ungemein lieb und wert war. Beim Waschen pflegte er ihn vom Finger abzuziehen und in das offene Fenster seines Schlafgemachs zu legen. Eines Tages vermißte der Bischof nach dem Waschen den kostbaren Ring. Nirgends war derselbe aufzufinden. Außer dem Bischof hatte das Gemach sein alter Kammerdiener betreten, den seiner Treue wegen der Bischof hoch schätzte und den diese Treue gegen allen Verdacht, daß er seines Herrn kostbaren Ring entwendet habe, schützte. Allein die Liebe, die der Bischof seinem treuen Diener kund gab, hatte schon längst diesem unter dem Hofgesinde Neider und Feinde erweckt. Es gelang, den treuen Diener des Diebstahls zu verdächtigen. Er wurde verhaftet, die Untersuchung eingeleitet und von ihm das Geständniß, daß er den Ring entwendet habe, durch die Folter erpreßt. Seine Aussage war, den Ring habe er auf die Seite gebracht, so daß er nicht wieder zu finden sei. Das Urtheil lautete auf Enthauptung. Auf dem Schafott soll der Unglückliche, obwohl vergebens, sein Geständniß widerrufen und erklärt haben, daß er zum Zeichen seiner Unschuld, sobald der Kopf gefallen sei, die Hände über den Rumpf gen Himmel erheben werde, was denn auch geschehen sei. Schon dies hatte dem Bischof Zweifel an der Schuld des alten liebgewesenen Dieners erregt, und Schmerzmuth bemächtigte sich seiner.

Auch sollte bald die Unschuld des alten Dieners erwiesen werden. Eines Tages erschien nämlich beim Bischof ein Schieferdecker und überreichte ihn den abhanden gekommenen Ring, den er bei einer Dachausbesserung am weißen Turme, einem hohen Turme des Schlosses in der Gegend der Domkirche, in einem dort befindlichen Rabenneste gefunden hatte. Den Bischof warf aber der Kummer auf das Lager, von dem er nicht wieder erstand. Fortwährend wird aber noch in folge einer dazu vom Bischof gemachten Stiftung, welche den Unterhalt eines Raben reichlich sichert, auf dem Schloßhose in einem großen, turmartigen Bauer ein Rabe zum Andenken an den Vorgang unterhalten.
(H. Pröhle.)

23. Der Rattensänger von Hameln.

Im Jahre 1234 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er Bunting soll heißen haben, und gab sich für einen Rattensänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Ratten und Mäusen zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und sicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattensänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff; da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine mehr zurück, ging er hinaus und der ganze Hof folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser,

worauf ihm die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni, auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts mit einem rothen, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören.

Als bald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahre an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kinde auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Thore und suchten mit betäubten Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Weinen und Schreien. Von Stund' an wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte herumgeschickt zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen hätte, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen sei, also daß das

blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmanne gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemde mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen ist; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thor hinausgegangen sind, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die bungelose (stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin schweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

(Nach Br. Grimm.)

24. Die Jungfrau auf dem Turlen.

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Turlen um die Abenddämmerung und beim Mondenschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmuthiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeuges achteten, sondern von den himmlischen Tönen

der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden, wie das zarte Leben der Blume sich in süßem Dufte verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendrot und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihre Netze auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rat der Jungfrau befolgten, thaten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wohin sie kamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mär und faßte eine innige Zuneigung zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen und ließ sich stromwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Burley näherte. „Seht ihr sie dort, die verwünschte Zauberin? das ist sie gewiß!“ riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhange des Felsenberges, nicht weit vom Strome, saß und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nötigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und noch einige Schritte davon wollte er ans Land springen und die Jungfrau festhalten; aber er nahm den Sprung zu kurz und versank in den Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wut zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengen Befehl erteilte, die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch bat er sich aus, die Hexe ohne weiteres in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden. Der Hauptmann zog gegen Abend aus und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der beherztesten aus seiner Schaar und stieg den Furlen hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von ferne kommen und rief ihnen zu, was sie hier suchten. „Dich Zauberin!“ antwortete der Hauptmann, „du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen.“ — „Ei,“ sagte die Jungfrau lachend, „der Rhein mag mich holen.“ — Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom herab und sang mit schauerlichem Ton:

„Vater geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind.“

Da plötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitem Ufer und Höhen von weißem Gischt bedeckt wurden; zwei Wellen, welche fast die Gestalt von weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zum Pfalzgrafen zurück und fanden dort den totgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Burleyjungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, obgleich sie noch ferner den Berg bewohnte und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte. (A. Schreiber.)

25. Ludwig der Salier.

Als Ludwig der zweite, Landgraf zu Thüringen, wegen eines Vergehens auf Schloß Giebichenstein in Haft gehalten wurde, dauerte ihm die Zeit, zwei Jahre und acht Monate, gar lange, und oft sah er aus seinem hohen Turmgemach hinab in den Saalgrund, sehnlich auf seine Freiheit harrend. Nun gelangte es zu Ohren des gefangenen Fürsten, daß ihn der Kaiser am Leben zu strafen gedachte, und da er noch gern leben mochte, so sann er auf Flucht und stellte sich krank, bittend, daß man seinen Schreiber zu ihm lasse, dem er seinen letzten Willen diktieren wolle. So geschah es, und er gebot nun seinem Schreiber, daß er an einem gewissen Tage zur bestimmten Stunde mit des Landgrafen Schimmelroß, der Schwan genannt, drüben am Saalufer harren, auch ein paar Rähne bereit halten und das Pferd wie zur Schwemme in den Strom reiten solle. Darauf schien er kränker und

kränker zu werden, machte sein Testament, ließ sich sein Sterbekleid nähen und forderte zwei Mäntel, da er von heftigem Froste geschüttelt werde. An einem Stock wankte er so in seinem Turmgemach umher, während seine Wächter, sechs Ritter, ruhig mit Brettspiel sich die Zeit vertrieben.

Endlich lehnte sich der kranke Landgraf zum offenen Fenster hinaus, um die warmen Sonnenstrahlen zu genießen, und als er drüben den treuen Diener mit dem Schwan ins Wasser reiten sah, auch die zwei Nachen mitten im Strome bemerkte, da schwang er sich über die Brüstung des Fensters hinaus, eilte mit kühnem Schritt bis an den Rand des hohen steilen Felsen und mit dem Schrei: „Jungfrau Maria! hilf deinem Knechte!“ sprang er hinab in die unten in der Tiefe fließende Saale. Die Mäntel breiteten sich beim Fliegen aus, und so sank der Landgraf allmählich wie mit einem Fallschirm hinab und kam wohlbehalten in den Fluß, erreichte einen Rahn, ruderte über, schwang sich auf sein bereit gehaltenes Pferd, und ehe seine Wächter sich noch recht vom Schreck erholt hatten, sahen sie ihren entsprungenen Gefangenen schon auf dem Schimmel davonreiten. Von diesem kühnen Sprunge in die Tiefe erhielt Landgraf Ludwig den Beinamen der Springer. Nach dieser Flucht ritt der Landgraf nach Sangerhausen, wo seine Gemahlin Adelheid lebte, und auf diesem Ritt rief er nochmals die Hilfe der Jungfrau Maria und des heiligen Ulrich an, gelobte auch eine Kirche zu bauen und eine Bußfahrt nach Rom zu thun. Er hielt auch sein Gelübde, und die Kirche entstand in Sangerhausen

und war der Maria und St. Ulrich geweiht. Auch ließ er in einen Stein die Worte meißeln, die er bei seinem Flug in die Tiefe gerufen: „Suspice servum virgo Maria!“

Diese Worte nebst einem Bildnis St. Ulrichs und des Landgrafen Ludwig des Saliers sieht man noch in der Sangerhäuser Kirche. Auch hat der Landgraf sein zweites Gelübde erfüllt und eine Bußfahrt nach Rom gethan. Er starb als Mönch in Reinhardsbrunn im Jahre 1123. (P. Schanz.)

26. Ludwig der Eiserne.

Zu Ruhla im Thüringer Walde liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann mit den Worten zu bezeichnen: „Er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.“ Den Ursprung dieses Sprichworts lehrt folgende Sage:

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da begannen seine Junker und Edlinge stolz zu werden und verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schätzten sie aller Enden, wovon jedoch noch niemand dem Landgrafen Kunde gegeben hatte. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf auf die Jagd in den Wald ritt und ein Wild so lange verfolgte, bis er sich verirrte und von der Nacht überfallen wurde. Da gewahrte er ein Feuer durch die Bäume, richtete sich darnach und kam

in die Ruhla zu einem Hammer oder einer Waldfschmiede. Der Fürst war mit schlichten Kleidern angethan, ein Jagdhorn hing an seiner Seite. Der Schmied fragte, wer er wäre; er antwortet: „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfiu, des Landgrafen, des unbarmherzigen Herrn! Beherbergen will ich dich diese Nacht; in dem Schuppen da findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht aufnehmen.“ Der Landgraf ging schweigend an den angewiesenen Ort, konnte jedoch nicht schlafen, denn die ganze Nacht hindurch arbeitete der Schmied, und wenn er mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart, hart wie dies Eisen!“ und schalt ihn also: „Du böser, unseliger Herr, was taugt deine Regierung den armfeligen Leuten? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen? Dann erzählte er den Schmiedegefelln bei der Arbeit, was die Beamten für Bedrückungen gegen die armen Unterthanen ausübten, und wie diese mit ihren Klagen nirgends Gehör fänden; denn der Herr nähme sie nicht an, während doch die Ritterschaft seiner hinterrücks spottete und ihn gar unwerth hielte. So trieb es der Schmied bis zum Morgen, und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. — Der Landgraf aber faßte alles zu Ohren und zu Herzen, kehrte am Morgen heim und ward seit der Zeit strenge in seinem Sinn und Wesen. Er begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu

bringen, und als sie sich unterstanden, sich zur Gegenwehr gegen ihn zu verbinden, stritt er mit ihnen bei Raumburg an der Saale, bezwang sie und führte sie gefangen auf die Burg. Hier strafte er sie mit harten Worten. „Den Eid, welchen ihr mir geleistet,“ redete er sie an, „habt ihr schlecht gehalten. Nun wollte ich zwar eure Untreue nach Gebühr belohnen, wenn ichs aber thäte, spräche man vielleicht, ich töte meine eigenen Diener; wollte ich euch eine Geldbuße auflegen, so hätte ich auch üble Nachrede davon, und ließe ich euch ungestraft wieder los, so achtet ihr meines Bornes fürder nicht.“ Dann führte er sie aufs Feld, fand dort einen Pflug, spannte in denselben je vier der ungehorsamen Edelleute und ackerte mit ihnen eine Furche, während die Diener den Pflug hielten und er selbst mit einer Geißel die Vorgespannten antrieb und hieb, daß sie sich beugten und so auf die Erde fielen. So pflügte er den ganzen Acker, mit je vier eine Furche, ließ darnach denselben zum Gedächtniß mit großen Steinen bezeichnen und nannte ihn den Adelsacker; die Gedemüthigten aber führte er wieder zur Raumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten.

Diese Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, manche schalteten den Landgrafen darum und wurden ihm gram; manche tadelten die Untreue der Beamten, andere meinten auch, sie würden sich lieber haben töten, als in den Pflug spannen lassen. Der Landgraf aber ward fortan im ganzen Lande von seinen Dienern gefürchtet, einige derselben wollten ihm zwar den angethanen Schimpf nicht vergessen und standen

ihm heimlich und öffentlich nach dem Leben, wurden sie jedoch ihrer Schuld überführt, so ließ er sie hängen, enthaupten, ertränken oder in den Stöcken sterben. Darnach zog er sich viele heimliche Feinde unter ihren Kindern und Freunden zu und ging deshalb unter seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer. Darum hieß man ihn den eisernen Ludwig. (Br. Grimm.)

27. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vöglein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen, Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen und Singen. Und als sie alle fertig waren und um ihn herum standen, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Zuerst kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel; darnach wurde der Kanarienvogel so gelb wie eine Zitrone. Die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben, auf diese Weise wurden alle Vögel prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickte. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte. Das war der Distelfink. Als er endlich aber auch noch herbei kam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, so daß für ihn nichts mehr übrig war, als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte, wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig, es ist noch in

jedem Schälchen ein klein wenig Farbe geblieben, das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er that es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün, aus allen Schälchen ein wenig, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte. (Kurtmann.)

28. Der Kreuzschnabel.

Als unser Herr und Heiland am Kreuze hing und für die sündige Menschheit litt und starb, da fühlte er ein leises, sanftes Zucken an der rechten, von einem Nagel durchbohrten Hand. Er blickt seitwärts und sieht, wie ein Vöglein sich bemüht, mit seinem Schnabel den starken Nagel herauszuziehen. Es will den Heiland, seines Schöpfers Sohn, dadurch vom Kreuze befreien; dabei fallen aber von dem heiligen Blut einige Tropfen auf sein schlichtes Kleid, die fortan nicht wieder vergehen sollten. Diese, sowie den in Kreuzesform gebogenen Schnabel trägt es heute noch zum Andenken an jene heilige Stunde. (A. Richter.)

29. Die Trauerweide und die Tanne.

Ob unser Heiland aus Kreuz genagelt wurde, schlugen und verspotteten ihn die bösen Juden. Zum Schlagen sollen sie Ruten genommen haben von der Weide, welche noch als Trauerweide an den Gräbern

auf den Friedhöfen steht. Voll Schmerz über jene Schmach senkt sie deshalb heute noch ihre Zweige trauernd zur Erde nieder und wagt sie nicht wieder himmelwärts zu richten.

Die Tanne dagegen ragt stolz in die Lüfte zum Himmel empor und streckt ihre grünen Zweige kreuzweise wie Arme nach allen Richtungen hin gerade aus. Aus ihrem Holze soll das Kreuz des Herrn gefertigt sein, weshalb ihre jungen Triebe auch heute noch kleine Kränzchen bilden, und getränkt mit dem herabgefloßenen Blut haben die Wurzeln immer neue Kräfte, welche den Baum im Winter und im Sommer ewig grünen lassen.

(A. Richter.)

30. Der Theestrauch.

Der fromme Priester Harma war von Indien nach China gekommen, um hier die Lehre von dem heiligen Buddha zu verkündigen und zu verbreiten. Einmal hatte er das Gelübde gethan, Tag und Nacht in Andachtsübungen zuzubringen. Weil er sich aber des Schlafes nicht erwehren konnte, so schnitt er im heiligen Zorn darüber seine Augenlieder ab und warf sie auf die Erde. Da aber geschah plötzlich ein Wunder; aus ihnen sproßte ein Strauch empor, dessen Blätter die Form und den Besatz des Augenlides hatten und die Kraft besaßen, den Schlaf zu vertreiben und die Sinne zu ermuntern. Darum wird aus ihnen ein Thee bereitet bis auf den heutigen Tag.

(F.)

31. Die Myrte.

Als Adam im Paradiese von der verbotenen Frucht genossen, da trieb Jehova den Ungehorsamen hinaus aus seinem Garten und stellte vor das Thor desselben den Cherub Niswan mit dem flammenden Schwerte, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens. Adam aber, der jetzt erkannte, daß es ein Gang auf Nimmerwiederkehr an diese liebliche Stätte sein werde, wollte sich wenigstens ein kleines Andenken mit aus dem Paradiese auf die freudenlose Erde nehmen. Und so wählte er einen Sproß von der ätherisch duftenden, immer grünen Myrte, daß sie die Herrlichkeit des Paradieses der jugendlichen Erde vererbe und ihm auch ferner grüne und dufte und ihn in Erinnerung zurücksetze in die glücklichen Tage des Paradieses. So ward die Myrte schon seit der Urzeit der Liebling der Menschen; mit ihren feinen, immergrünen Blättern aber ist sie heute das symbolische Pfand der Hoffnung eines paradiesischen Glückes auf Erden.

32. Die feste Mauer.

Einst besuchte der Kaiser Friedrich Barbarossa seinen Schwager, den Landgrafen Ludwig den Eisernen, auf dessen Burg Neuburg oder Rumburg, und dem hohen Gaste gefiel das Schloß auf dem Berge wohl, nur meinte er, es fehle darum die feste Mauer, wie solche sein Schloß Kyffhausen habe. „Oho,“ sagte Ludwig, „die Mauer kann ich wohl haben, ehe drei Tage ver-

gegangen sind. Darob erstaunte der Kaiser, denn er wußte gut, wie viel Zeit der Bau einer festen Mauer brauche. Und der Landgraf entsandte eiligst Boten durchs ganze Land an seine Edeln und Grafen und ließ sie gen Freiburg in vollem Harnisch- und Waffenschmuck entbieten. Und die geschreckten Edelleute kamen schnell, wie ihr Herr befohlen, und als der dritte Morgen graute, rief Herr Ludwig seinen hohen Gast, um ihm die feste Mauer zu zeigen. Da stand aber eine Mauer von gewappneten Mannen im blanken Waffenschmuck, Kopf an Kopf, Mann an Mann, und das blitzte und funkelte im Morgenlichte, und lustig flatterten die Banner und Fähnlein im Winde.

„Wie gefällt euch meine Mauer?“ frug Ludwig. „Wahrlich,“ sagte Kaiser Friedrich, „solche edle, köstliche treue und feste Mauer habe ich noch nicht gesehen. Dank, Schwager, daß du mir solche gezeigt!“ Und so hielt Landgraf Ludwig die Edeln in strengem Gehorsam, und als er sein Ende nahen fühlte, befahl er, daß ihn die Edelleute auf ihren Schultern in seinem Sarge, wenn er todt sei, nach dem Kloster Reinhardtsbrunn tragen sollten. Und keiner widersetzte sich. Und sie trugen die Leiche des eisernen Ludwig 10 Meilen weit abwechselnd auf ihren Schultern zu Grabe. In Reinhardtsbrunn wurde der Landgraf mit großer Feierlichkeit viel Pomp und Gepränge, in der Klosterkirche bestattet und allda sein Bild im vollen, eisernen Harnisch der Nachwelt zum Gedächtniß an ihn aufgestellt.

(P. Schanz.)

33. Die Weiber von Weinsberg.

Im Jahre 1440 belagerte der König Konrad III., der Hohenstaufe, die Feste Weinsberg, die dem Herzoge Welf von Baiern gehörte. Dieser zog zwar zum Entsatz heran, wurde aber geschlagen, worauf die Feste vermöge einer Überfunft in Konrads Hände kam. Dabei hatte er aus königlicher Milde den Weibern die Erlaubnis erteilt, daß eine jede mitnehmen dürfe, was sie auf ihren Schultern tragen könne. Da gedachten die Frauen mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer Habe, ließen alle Dinge fahren, und eine jegliche nahm ihren Mann auf die Schultern und trug ihn von der Burgfeste herab. Als nun der junge Herzog Friedrich, der Nefse des Königs, Einsprache that, weil das nicht die Meinung des Vertrages gewesen wäre, und es deshalb nicht geschehen lassen wollte, so lächelte der König über den listigen Anschlag der Weiber und erklärte zu ihren Gunsten, daß ein Königswort unwandelbar bleiben müsse. Seitdem nannte das Volk die Burg „die Weibertreue“.

(E. Meier.)

34. Die Esche.

Die Esche ist der wichtigste und heiligste Baum der nordischen Mythe. Die „Edda“ antwortet auf die Frage: „Wo ist der Götter vornehmster und heiligster Aufenthalt?“ „Das ist bei der Esche Yggdrasil, da sollen die Götter täglich Gericht halten.“ Diese Esche wird in der „Völuspa“ der allnährende Weltbaum

genannt. Er verband Himmel und Erde, und Erde und Hölle. Nur von den Sternen wurde die Eiche Yggdrasil begossen und das Wasser dazu aus Urdas Brunnen geholt. Ihr Gipfel heißt der Stille-Spendende, und auf ihr wohnt der vielwissende Adler. Immer träufelt bienennährender Honig von den Blättern, und die Ziege Heidrun und der Edelhirsch weiden an ihren Zweigen. Drei große Wurzeln gehen bis in die Unterwelt, und unter jeder Wurzel rauscht ein heiliger Quell. Allein die Wurzel dieses Baumes wird von einer bösen Schlange benagt. Eine der Seiten des Baumes beginnt — die Vergänglichkeit andeutend — zu faulen, und nach dem Weltbrand bleibt nichts von ihm übrig als ein Klotz.

(A. v. Berger.)

34. Die Rose von Jerichow.

Als Josua den Schlüssel des gelobten Landes, das rosenumbliühte und balsamunduftete Jericho nehmen wollte, fand er an den Mauern der Stadt einen so starken Widerstand, daß er in seinem Herzen an dem Gelingen der Eroberung fast verzagte und in seiner Angst zum Herrn betete. In der Nacht zum siebenten Tage hatte er einen merkwürdigen Traum. Er sah vor sich einen festen, dunklen Knäuel, den ein Sturm gerade zum Jordan trieb. Aber kaum hatte er die heiligen Fluten berührt, so ertönte Posaunenschall; der dunkle Knäuel wuchs und schwoh sichtlich an und öffnete und entfaltete sich, und in seiner Mitte erschienen die Mauern von Jericho. Und Josua sah die Mauern und sich

selbst einziehen in die eroberte Stadt. Vor Freuden jubelt er laut auf und erwachte.

Als er nun im ersten Frührot hinaus ins Freie ging, siehe, da trieb wirklich der frische Morgenwind einen dunklen Anäuel vor ihm her, ganz so, wie er es im Traum gesehen. Eilig nahm er das siegverkündende Orakel auf und wandte sich damit zu seinen Kriegern, ließ Wasser aus dem Jordan bringen und legte den Anäuel hinein. Und wirklich schwoß derselbe auch und begann sich ebenfalls zu öffnen und auszubreiten. Jetzt schritt Josua unter Posaunenschall mit siegesgewissem Mute zu einem neuen Angriff auf die Feste, und siehe, die Mauern fielen, und die Israeliten drangen erobernd ein in das Innere der Stadt.

Inzwischen aber hatte sich das dürre Gezweig des Anäuels völlig entfaltet, und hell erglänzten an seinen Ästchen zahlreiche kleine Blüthen in purpurner Pracht. Josua aber nannte die geheimnißvolle Blume: „Rose von Jericho.“

(W. F.)

36. Die Christusthräne oder das liegende Herz.

Als der Heiland in seiner letzten Erdennacht mit seinen Jüngern im Garten Gethsemane die letzten bangen Stunden verlebte, und als die Leiden in ihrer ganzen Größe vor seine Seele traten und sein Geist betrübt ward bis in den Tod, da riß er sich los von seinen Auserkorenen und ging beiseite einen Steinwurf weit und fiel auf sein Angesicht und betete. Und die hohen

Olbäume Davids rauschten geheimnißvoll in den Wipfeln und neigten ihre Kronen zur Erde, und die Blumen und Büsche um ihn her flüsterten leise und spendeten ihre Düste zum Opfer dem Herrn.

Doch eine aus ihrer Schaar hatte der betende Heiland, ohne es zu wollen, geknickt; aber ihre Zweige preßten sich an seine Brust und fühlten sein bange pochendes Herz.

Und als es kam, daß er mit dem Tode rang und sein Schweiß wie Blutstropfen ward, siehe, da erfüllte Lichtglanz die heilige Stätte, und ein Engel trat herzu und hob ihn auf und stärkte ihn. Und zu der geknickten Blume gewendet, und seine Rechte wie zum Segen erhoben, fuhr er fort: „Weil du mitgelitten hast mit dem Unsterblichen, und deine Gestalt gedrückt ist, weil dich seine Thränen genezt und du sein pochendes Herz gefühlt, sollst du fortan an deinen sanft geneigten Zweigen die reinsten Herzen tragen und in ihren zartesten Hüllen zum ewigen Anschauen seine Thränen bergen. Seitdem hat ihre zarte Blüthe die Form eines hängenden thränengefüllten Herzens, und die Welt nennt sie noch Christus-thräne oder fliegendes Herz bis auf den heutigen Tag.

(W. F.)

37. Die Schwalbe.

Als der Heiland von den hartherzigen Menschen ans Kreuz geschlagen worden war und er furchtbare Schmerzen an Leib und Seele zu erdulden hatte, da erbarmten sich seiner die singenden Vögel und umflatterten klagend sein Kreuz. Unter andern waren es die Schwalben, die sich ihm näherten und ihn voll Liebe umzwitscherten

und riefen: „Hug svala hom, hug svala hom!“
Kühle, tröste ihn! denn sie hatten den erkannt, an dessen
Tempeln und Altären sie eine Stätte gefunden und ihr
Nest gebaut. Da sie jedoch beim Umflattern seinen
Wunden zu nahe gekommen waren, hatten sie sich ihr
Gefieder mit Blut gerötet. Diese Flecken aber ver-
blieben ihnen fortan als Schmuck, und von ihrem
Rufen tragen sie ihren Namen für alle Zeiten.

(B. F.)

38. Der Mäuseturm in Goplosee.

Leszek III., König von Polen, starb und hinterließ
nur einen noch unmündigen Sohn, Papiel II. — Die
Erziehung dieses seines Sohnes, sowie die Sorge für
sein verwaistetes Reich legte er, als sein Ende nahte,
in die Hand seiner Halbbrüder, der Herren von Kassuben,
Brandenburg, Pommern und anderer, welche sich im
edlen Wettstreit für sein Wohl und das des Landes
vereinigten. Allein der junge Fürst zeigte keine so hohen
Tugenden seiner großen Vorfahren; in niedriger, un-
edler Gesinnung fröhnte er nur seinen Leidenschaften.
Angesichts dessen vermählten die würdigen Männer ihn
mit einer schönen, klugen Frau; aber auch dies gab der
Sache keine günstige Wendung. Die Königin hatte
zwar keinen hellen Verstand, doch war sie herrschsüchtig,
ehrgeizig und boshaft. Durch Befriedigung der wilden
Lüste ihres Gatten wußte sie diesen bald zum Sklaven
ihres bösen Willens zu machen. Während die beküm-
merten Oheime des jungen Königs den Neffen vergeblich
dahin zu bringen suchten, den tugend- und ruhmreichen

Pfad seiner Väter zu gehen, brütete das arge Weib über den Gedanken, wie sie sich der ihr lästigen Männer entledigen könne. Der schwache Popiel gab ihren düsteren Einflüsterungen nur zu bald Gehör. Sie faßten den abscheulichen Plan, die treuen verwandtschaftlichen Rathgeber durch Gift aus dem Wege zu räumen. Der König reichte denselben selbst den Giftbecher, und um die wackern Männer noch im Tode zu schänden, verbot er die Bestattung ihrer Leichen und ließ sie in einem Winkel der Hofburg werfen, wo sie unter freiem Himmel vermodern mußten. Nachdem diese Schandthat vollführt war, steigerte sich die Willkür und Grausamkeit des Königs immer mehr und mehr. Doch die Nemesis ließ nicht lange auf sich warten; der Himmel strafte das Fürstenpaar auf eine entsetzliche Weise. Während die in allen Lüften und rohen Genüssen Schwelgenden so eben beim üppigen Male saßen, brachen plötzlich aus dem Winkel, wo die Leichen der Verwandten lagen, ungeheure Schaaren von Mäusen hervor, welche sich gleich einem unaufhaltbaren furchtbaren Strom in die Hofburg ergossen. Da half keine Studentenfalle, kein Totschlag und kein Vertilgen mittelst Giftes; man flüchtete in feste, gemauerte Gemächer, alles vergebens, die Mäuselegionen wußten selbst die Mauern zu durchnagen. Gewaltige Feuer, die der König aus Reisigholz um sich anzünden ließ, halfen nichts, und ebenso wenig seine Flucht mit einem großen Flosse auf den Goplosee. Auch dahin verfolgten ihn schwimmend immer neue, herdenweise aus dem Mordwinkel hervordringende Mäuse-
scharen. Als letztes Rettungsmittel läßt der König

einen festen, schroff abfallenden Turm aus Stein mitten in die wogende Flut des Goplosees bauen, wo hinein er sich mit Weib und Kindern flüchtet. Er hoffte hier endlich von der graufigen Pein befreit zu sein. Allein vergebens, auch dieser feste Bau ist in kurzer Zeit mit Mäusen angefüllt, bald haben sie sämtliche Nahrungsmittel aufgezehrt, jetzt fallen sie wütend über die Menschen selbst her, zerfressen zuerst die beiden Kinder vor den Augen der Eltern, dann die böse Königin und zuletzt den bösen Popiel selbst. Die Königsfamilie wurde so vollständig von den Mäusen vertilgt, daß man auch nicht die geringsten Überbleibsel von ihnen aufgefunden hat. Als warnendes Denkmal blieb nur der mitten im Goplozee stehende Mäuseturm zurück. (Böck. Men.)

39. Die heilige Elisabeth.

a. Elisabeths Mantel.

Um Agnes, die schöne Schwägerin Elisabeths, freiete ein Herzog von Oesterreich und hatte Hochzeit mit ihr auf der Wartburg. Der Landgraf stattete sie gar wohl aus, und das Haus wimmelte von Gästen. Da nun alle in den großen Speisesaal zu Tische gehen wollten, so ward Elisabeth vermißt, und mußten die Gäste lange ihrer harren. Außen im Musshaus vor der Treppe hatte sie einen dürftigen Mann gesehen, fast nackend, so daß sie sich verwunderte, wie dieser Arme in seiner Blöße in die Burg und bis zu dieser Stelle gekommen, und dieser bat flehentlich um Almosen; sie antwortete, sie hätte schon alles weggegeben, wolle ihm jedoch zu

essen senden. Der Arme aber fuhr fort zu klagen, zeigte auf seine gebrechlichen und unbedeckten Glieder, bis sie von seinen Klagen gerührt ward, daß sie ihm ihren seidenen Mantel zuwarf. Nun war es aber in jener Zeit Sitte, daß sich die Frauen und Jungfrauen in leichten Mänteln zu Tische setzten; wie sie daher endlich erschien, fragte sie der Landgraf: „Schwester, wo ist dein Mantel?“ Sie antwortete erschrocken und verwirrt: „Herr, in meiner Kammer.“ Da gebot er einer ihrer Jungfrauen zu gehen und den Mantel zu holen, und wie diese in die Kleiderkammer kam, fand sie den Mantel hängen, nahm und brachte ihn. Der Arme aber war hinweg und keiner hatte ihn gesehen. Elisabeth dankte Gott und zweifelte nicht, daß der Heiland selbst jener Arme gewesen, der ihr erschienen, wie einst dem frommen Kriegsmann St. Martinus, um ihre Mildthätigkeit zu prüfen, und habe nun ein neues Wunder an ihr gethan. Alle Gäste, zumal der Herzog mit seiner Neuvermählten, überließen sich großer Fröhlichkeit, und Ludwig freute sich seiner geliebten Elisabeth. Jener Mantel war himmelblau, hier und da bestreut mit kleinen goldenen Bildchen; er war so fein und rein, daß aus ihm ein Meßgewand gefertigt wurde, das lange nachher noch die Brüder im Barfüßlerkloster am Fuße der Wartburg aufbewahrten und heilig hielten.

b. Elisabethen-Brunnen und Garten.

Den Brunnen der heiligen Elisabeth zeigt in Eisenach dem Wanderer jedes Kind. Eine klare, reine, frische

Quelle, sprudelt er am Fuße der Wartburg, selbst ein lebendiger Sagenborn, und in ihrem Garten, nahe dabei, blühen ewig, wenn auch nicht sichtbar für einen jeglichen, jene Wunderrosen fort.

Die mildthätige Fürstin Elisabeth weilte oft und gern an dem Brunnen, der noch heute ihren Namen führt; in seiner Nähe legte sie einen Garten an, in dessen Nähe sie das Siechenhaus für Arme und Pestkranke baute. Sie wusch am Brunnen mit eigener hoher Hand die Kleider ihrer Pfleglinge, sie schöpfte Fische daraus für ihre Kranken, und niemand wußte, wie Fische in den Felsenquell kamen. Einst sandte sie eine Magd mit dem Eimer, um für Leidende Fische zu holen, zu dem Brunnen. Ungläubig ging die Dienerin, aber der Glaube kam ihr durch Schauen, voll Fische zog sie den Eimer aus der Krystallflut des Bergquells. Dort gelangen der milden Fürstin jene hohen Wunder durch die Kraft des Glaubens und des Gebetes, wegen welcher die fromme Vorzeit sie heilig sprach und pries. Sie brachte so vielen das Heil; nicht sie that Wunder, sondern Gott that diese an ihr und segnete ihr Thun. Als sie irdene Waren, Töpfe, Tiegel und Teller auf dem Markt zu Eisenach gekauft hatte für ihr Hospital, und der Kärner auf dem steilen Weg ungeschickt den Karren umwarf, daß er gegen die Felswand fiel, zerbrach kein einziges Stück. Sie heilte die Lahmen, machte Blinde sehend, und in ihrem Schoß mehrten sich wunderbar die Gaben, wenn sie dort saß, Almosen spendend den Armen, die sie in ganzen Scharen umdrängten. Engel schützten und schirmten sie vor allen

Gefahren, der Regen näßte ihr Gewand nicht, und hatte sie den Armen ihre Kleider gegeben, sich mit den geringsten begnügend, so fand sie in ihren Gemächern wohl andere und schönere wieder, die dahin gekommen waren, sie wußte nicht wie. (L. Beschlein.)

40. Der hörnene Siegfried.

Vor langen, langen Jahren bewohnte ein niederländischer Fürst, Siegmund genannt, mit seiner Gemahlin das Schloß Xanten. Sie hatten einen Sohn, Siegfried genannt, der sich durch ausgezeichnete Körperkräfte auszeichnete, aber auch einen harten, unbeugsamen Sinn besaß. Kaum elf Jahre alt, hatte er keine Ruhe mehr in dem väterlichen Schlosse, er sehnte sich hinaus in die ungebundene Freiheit, und so lief er denn eines schönen Tages auf und davon, wanderte den Rhein hinauf und kam endlich am Fuße des Siebengebirges zu dem berühmten Waffenschmied Mimer, bei dem er sich in die Lehre begab.

Zwar zeigte er hier im Heben großer Lasten sich sehr geschickt, aber als Schmied war er eigentlich nicht zu gebrauchen, denn er zerhieb alle Eisenstangen und trieb durch seine gewaltigen Schläge den Amboss in den Boden. Da dachte der Meister darauf, wie er ihn wohl am besten los werden könne. Er schickte ihn eines Tages in den Forst, um Kohlen zu brennen, allein nach einer Gegend hin, wo ein fürchterlicher Lindwurm hauste. Dieser war ursprünglich ein Riese, Fasnir genannt, der Bruder des Schmied Mimer gewesen und



nun in dieses Untier verwandelt worden. Er bewachte
 aber einen ungeheuren Schatz an Gold und Edelsteinen,
 den man zuweilen aus den Klüften eines hohlen Berges
 herausblicken sah. Siegfried zündete also, wie ihm
 geheißen, hier einen gewaltigen Meiler an, allein auf
 einmal kam der Lindwurm mit aufgesperstem Rachen
 auf ihn los, um ihn zu verschlingen. Da riß er,
 schnell entschlossen, einen großen Eichbaum aus dem
 Feuer und stieß dessen halbverbranntes Ende dem Tiere
 in den Rachen. Vom Schmerz gepeinigt, wälzte sich
 der Drache am Boden und suchte mit seinem ungeheuren
 Schwanz Siegfried zu treffen, allein dieser wußte seinen
 Schlägen geschickt auszuweichen, und so gelang es ihm,
 dem ungeheuren Tiere den Kopf abzuhaueu. Den
 Wanst warf er dann ins Feuer, allein er erstaunte
 nicht wenig, als er aus demselben einen Strom Fett
 herauskommen sah und einen Vogel singen hörte, der
 ihm mit menschlicher Stimme zurief, er solle seinen Leib
 in dem Fette haben, dann werde er unverwundbar sein,
 denn seine Haut werde zu Horn werden. Er folgte
 natürlich diesem Rate, warf sich entkleidet in das Fett
 und salbte sich den ganzen Körper damit, nur eine
 Stelle an der rechten Schulter blieb unberührt davon,
 denn diese war durch ein von einem Lindenbaume ge-
 fallenes Blatt zufällig bedeckt worden. Nach vollbrachtem
 Siege kehrte er in die Schmiede zurück, erschlug den
 heimtückischen Schmied Mimer, wählte sich dann aus
 dessen Waffensammlung das beste Schwert und die
 glänzendste Rüstung, aus seinem Stalle aber den besten
 Renner, Grani genannt, und zog dann, um neue Abenteuer

aufzusuchen, von dannen. Der Ort im Hardtgebirge aber, wo er den Lindwurm besiegte, heißt bis auf diese Stunde noch der Drachenfels. (J. G. Th. Gräffe.)

41. Frau Hütt.

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt kahl und grau sind, aber damals voller Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte, Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupte in den Moder gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues, schönes Röcklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es sich wieder aufgehellt hatte, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte, in der Wüste

aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tage.

In vielen Gegenden Tirols, besonders in der Nähe von Innsbruck, wird bösen und mutwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brot werfen oder sonst Übermut damit treiben. „Spart eure Brosamen,“ heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hütt.“

(J. u. W. Grimm.)

42. Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Als Ludwig der Fromme in der Winterzeit bei Hildesheim jagte, verlor er sein mit einer Reliquie angefülltes Kreuz, das ihm vor allem lieb war. Er sandte seine Diener aus, um es zu suchen, und gelobte, an dem Orte, wo sie es finden, eine Kapelle zu bauen. Die Diener verfolgten die gestrige Jagd auf dem Schnee und sahen bald aus der Ferne mitten im Walde einen grünen Rasen und darauf einen grünenden wilden Rosenstrauch. Als sie ihm näher kamen, hing das verlorene Kreuz daran; sie nahmen es und berichteten dem Kaiser, wo sie es gefunden. Alsobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Kapelle zu erbauen und den Altar dahin zu setzen, wo der Rosenstock stand. Dieses geschah, und bis auf den heutigen Tag grünt und blüht der Strauch und wird von einem eigens dazu bestellten Manne gepflegt. Er hat mit seinen Ästen und Zweigen die Rundung des Doms bis zum Dache überzogen.

(Gräffe.)

43. Rübezahl wird ein Holzhacker.

Einſt kam Rübezahl nach Hirschberg, bot einem Bürger seine Dienste als Holzhacker an und forderte für seine Bemühungen nichts mehr, als eine Hücke Holz. Dies versprach ihm der Bürger, ging den Vorschlag ein und zeigte ihm etliche Fuder, bemerkte aber dabei, er wolle ihm noch einige Mitgehilfen zugesellen. Aber hierzu spricht der Rübezahl: „Nein, es ist unnötig, ich will alles selbst wohl allein bezwingen.“ Darauf redete ihn der Herr wohl noch ferner an und fragte, wo er denn die Art habe, da er keine bei dem gedungenen Knechte bemerkte. Darauf antwortete der Rübezahl: „Ich will bald eine kriegen.“ Er erwischte hiermit sein linkes Bein, zog solches mit dem Fuße aus den Lenden heraus und hieb, als wenn er toll und rasend wäre, damit alles Holz in einer Viertelstunde gar kurz und in kleine Scheite, wozu sich sein ausgerissener Fuß viel tausendmal hurtiger als die schärfste Art zeigte.

Inmittelst rief der Hauswirt aber immer, was er rufen konnte, daß der abenteuerliche Hacker einhalten und sich aus dem Hofe packen sollte. Der Rübezahl sagte aber immer: „Nein, ich will nicht aus der Stelle weichen, ehe ich nicht mein Holz klein gemacht habe und mein Lohn davontrage.“ Und unter solchem Gezänke ward Rübezahl gleich fertig, steckte sein Bein wieder hinein, indem er vorher nur auf einem, nach Storchs Manier, gestanden, und hockte alles geschlagene Holz auf seinen Rücken — es waren aber bei vier Klafter — und spazierte hiermit davon, der Wirt mochte schreien und wehklagen soviel er wollte.

Diesmal war Rübezahl kein schelmischer Geist, sondern nur ein Rächer der Unbill. Der gedachte Bürger nämlich hatte das Holz durch etliche arme Bauern zufahren lassen, ihnen aber den verabredeten Lohn nicht gezahlt. Rübezahl soll einen jeden Bauern das von ihm angefahrne Holz vor die Thür geworfen und dabei den Verlauf der Sache erzählt haben.

(Gräffe.)

44. Der Kobold in der Mühle.

Wenn jemand früher reich wurde, ohne daß man ihm nachrechnen konnte, wie dies zugehe, dann meinte man, er habe einen Kobold, der ihm alles zutrüge. Noch jetzt herrscht stellenweise dieser Aberglaube. Der Kobold wird immer als ein kleiner Kerl beschrieben, der allerhand Gestalt annimmt, auch Tiergestalt, z. B. die eines dreibeinigen Hasen, eines Kalbes mit feurigen Augen. In der Gegend von Müncheberg behauptet man noch insbesondere, er zeige sich oft in der Gestalt eines Rebhuhns.

Oft treibt er, heißt es, auch seinen Schabernack mit den Leuten und will sich dann ausschütten vor Lachen, wenn er jemand angeführt hat. Daher stammt noch der alte Ausdruck: „Wie ein Kobold lachen.“ So erscheinen denn auch die Kobolde als lästige Gäste, welche man gern aus dem Hause los werden möchte, aber schwer los wird. Einen solchen Kobold gab es nun auch einmal im Havellande — oder war es im Ruppinschen? — mit dem ist folgendes passiert.

Auf einer einsamen Wassermühle, heißt es, wohnte ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abend an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes Willen laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!“ Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Hausthür, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmet euch,“ sagte der Mann, „ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier!“ Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: „Ja, für euch hätt’ ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit eurer wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen!“ — „Ja,“ antwortete der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden an Korn und Mehl könnte er euch ja nicht thun, und übrigens lege ich ihn auch an die Kette!“ — „Das ginge wohl,“ sagte der Müller, „aber ich muß euch sagen: dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebranntes Herzeleid angethan. Er rumort dort die ganze Nacht umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen!“ — „Ei,“ rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich

Bitte euch!" — Gesagt, gethan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumor in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hie und da ein jämmerliches Quicken und Grunzen. „Horch!" sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht." — „Das wird allein sein eigener Schade sein," lachte der Bärenführer. „Ja, wollte Gott," seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den dicken Kopf zurecht setzte." Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein. — Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Dank von dannen. Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben. — Wer war glücklicher darüber als der Müller?

So ging wohl ein ganzes Jahr hin, da, an einem dunklen Abende, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Thür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möllä, Möllä, lewet juwe grote schwarte Katt' noch?" Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, de lewet noch und hat seven Junge!" Da schlug der Kobold entsezt die Thür zu und ist seitdem nicht wiedergekommen.

(R. Schwarz.)

45. Der Frauensand.

Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meere Gräser und Halme hervor, an der Stelle, wo die Kirchtürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichtum hatte die Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Übelthaten erfüllt war, gingen sie bald zu Grunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt. Die vermögendste aller Inwohner der Stadt Stavoren war eine Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie blos, ihre Schätze immer noch mehr zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viele aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser unmäßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlassen. — Eines Tages rief die Jungfrau ihren Schiffmeister und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des Edelsten und Besten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewöhnt an pünktliche und bestimmte Aufträge, nähere Weisung: Die Jungfrau bestand zornig auf ihr Wort und hieß ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unschlüssig und unsicher ab, er wußte nicht, wie er dem Geheiß seiner Herrin, deren bösen, strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her, was zu thun sei. Endlich dachte er:

„Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizens bringen, was ist Schöneres und Edleres zu finden auf Erden, als dies herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann.“ Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimat zurück. „Wie, Schiffmeister?“ rief ihm die Jungfrau entgegen, „du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Afrika, um Gold und Elfenbein zu handeln. Laß sehen, was du geladen hast!“ Bögernd — denn an ihren Reden sah er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde — antwortete er: „Meine Frau! ich führe euch zu den köstlichsten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.“ — „Weizen?“ sprach sie, „so elendes Zeug bringst du mir?“ — „Ich dachte, das wäre so elend nicht, was unser tägliches und gesundes Brot giebt.“ — „Ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung ist. Von welcher Seite ist das Schiff geladen?“ „Von der rechten Seite,“ sprach der Schiffmeister. — „Wohlan, so befehle ich dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite in die See schüttest. Ich komme selbst hin und sehe, ob mein Befehl erfüllt worden ist.“

Der Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen, der sich so gränlich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in Eile alle armen und dürftigen Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und fragte: „Wie ist mein Befehl ausgerichtet?“

Da fiel eine Schar von Armen auf die Knie vor ihr und baten, daß sie ihnen das Korn lieber austeilen möchte, als es vom Meere verschlingen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunigst über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister nicht länger und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft, ein Tag wird kommen, wo ihr gern die edlen Körner, die ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet, euren Hunger zu stillen.“ „Wie,“ rief sie mit höllischem Gelächter, „ich soll dürstig werden können? ich soll in Armut und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so sollen auch meine Augen den Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe!“ Bei diesen Worten zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf ging die Magd dieser Frau zu Markt, kaufte einen Schellfisch und wollte ihn in der Küche zurichten. Als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frau. Wie ihn die Meisterin sah, erkannte sie ihn sogleich als ihren Ring, den sie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf, ihre ganze aus dem Morgenlande kommende Flotte

wäre gestrandet. Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück; und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Not und Elend; hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelt.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet war, sproßte und wuchs das nächste Jahr; doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand, bis Gott der Herr seine schirmende Hand ganz abzog von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Hering und Blut aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschlang mehr als drei Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinahe jedes Jahr versinken einige Häuser der Insassen, und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser, das kein Kräuterkundiger kennt, das keine Blüte trägt und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Ähre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünt, liegt entlang der

Stadt Stavoren, und trägt keinen anderen Namen, als den des Frauensandes. (J. u. W. Grimm.)

46. Die Sage vom ewigen Juden.

Zur Zeit Christi und in den Tagen seines zeitlichen Leidens und Sterbens lebte in Jerusalem ein Schuhmacher, namens Ahasverus, aus dem Stamme Naphthali. Dieser sah, wie vieles Volk dem Herrn müßig nachfolgte, um die süßen Worte des Heils zu hören; er selbst aber hielt den Herrn für einen Volksverführer und Aufrührer, der flugs hinweg geräumt werden müsse. Als nun der Herr Jesus zur Schädelstätte geführt wurde und mit seinem Kreuze beladen an des Juden Haus vorbeikam, stand Ahasverus, sein Kind auf dem Arm, mit seinem Hausgesinde vor der Thür, um dem Zuge zuzusehen. — Wie nun der Herr, unter des Kreuzes Last fast erliegend, sich an das Haus lehnte, um auszuruhen, da hat ihn Ahasverus im Zorn angetrieben, daß er dahin gehe, wohin er gehöre. Darauf hat ihn Christus scharf angesehen und zu ihm die Worte gesprochen: „Ich will allhier stehen und ruhen, du aber sollst rastlos wandern, bis daß ich wiederkomme am jüngsten Tage!“ Da setzte Ahasverus betroffen sein Kind nieder und folgte ihm nach zu der Ruhestätte, sah wie er gekreuzigt, gemartert und getötet wurde, und siehe — unmöglich ward es ihm, nach Jerusalem zurückzukehren und die Seinen wiederzusehen. In seiner Seele stellte sich das glühende Brandmal fest, daß er wegen seiner Lieblosigkeit von Gott verurteilt sei. So

beginnt er denn mit fluchbeladenem Gewissen seine Wanderung von Land zu Land, von Volk zu Volk, Jahr aus, Jahr ein, er sucht den Tod und kann ihn nicht finden, und es wird ihm klar, daß er bis zum Ende der Welt zum Leben verdammt sei.

Fünzig Jahre nach Christi Tod, als er verwildert aus einer Höhle des Libanon hervorkriecht, jammerte er einem Jünger des Heilandes sein entsetzliches Loos entgegen: nicht leben zu wollen und doch nicht sterben zu können.

Alle 100 Jahre wird er krank und schwach, lebt aber dann wieder auf und ist so rüstig, wie in dem Alter von 30 Jahren, in welchem er stand, als der Herr den schweren Gang zum Kreuze gehen mußte.

In Rom kämpfte der lebensmüde Ahasverus mit wilden Tieren und blieb verschont. Bei Jerusalems Eroberung stürzte er sich in das blutige Mordgewühl und konnte seinen Tod nicht finden. Mit den christlichen Märtyrern litt er die gräßlichsten Qualen, aber das glühende Erz, das die Peiniger ihm in den Mund gossen, floß ihm hinab wie kühlender Trank, und die Wunden, die sie ihm an seinem Leibe schlugen, dünkten ihm Rosen, aus denen ihm der Tod erblühen sollte.

So ließen ihn die Henker für tot auf der Richtstätte liegen. Aber er schlummerte nur. Unter den Preisgefangen der Christen zum Ruhm der Gestorbenen erwachend, klagte er mit herzerreißendem Jammer, daß wohl die Toten selig wären, er aber zum Leben verdammt sei.

Nun durchwandert er aufs neue die Eiszfelder des Nordens und schreitet durch die sengenden Wüsten des

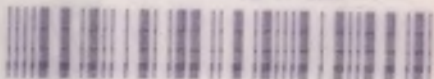
Südens, aber nirgends kann er sein Ende finden. Für ihn giebt es keine Zeit, Jahrhunderte sind ihm wie kurze Stunden.

In halbem Wahnsinn mischt er sich in die blutigen Kriege der wilden Horden, legte sich zu den Pestkranken und leckt ihre Beulen, um den Tod in sich zu saugen; er stürzt sich in die brandenden Wirbel des Meeres, — aber der Tod packt ihn nicht. In gräßlicher Verzweiflung ersteigt er den Ätna, der seinen tiefen Schlund geöffnet und Feuer ausspie, das wie Blitze Gottes durch das dunkle Nachtgewölk leuchtet, während der Donner aus seiner Tiefe die Erde durchdröhnte. Und er stand am Schlunde und sahe mit Grausen in seine dampfende Tiefe. Doch mit Mut sich aufrassend, rief er: „Wenn noch Erlösung für mich ist, so ist sie nur in der Hölle!“ und stürzte sich hinab. Aber der flammenspeiende Berg behielt ihn nicht, sondern schleuderte ihn wieder von sich. — Nachdem er längere Zeit als Einsiedler in Egypten gelebt, schlägt er sich zu den Mohamedanern und erobert mit ihnen Jerusalem. In die Stadt bringend, eilt Ahasverus mit einer Brandfackel zur Kirche des heiligen Grabes. Da erscheint ihm in himmlischer Verklärung der gekreuzigte Heiland selbst und der Unglückliche fällt vor ihm nieder und ruft aus: „Mein Herr und mein Gott!“ Mönche fanden den scheinbar leblos Niedergesunkenen, taufte ihn und nahmen ihn unter sich auf. Nun begann für ihn ein innerlich beruhigteres Leben. Nach Beendigung der Kreuzzüge lebte er in Jerusalem, still und ruhig dem Tode entgegenreichend. (Nach Scherz u. Junghängel.)

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

8934 S



001-008934-00-0